

Werk

Titel: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur

Ort: Berlin

Jahr: 1908

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345204123_0049|log47

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXI, 1 juli 1907

Gotisches elementarbuch von dr WILHELM STREITBERG, professor der vgl. sprachwissenschaft und des sanskrit an der universität Münster iW. [Sammlung germanischer elementar- und handbücher, hgg. von Wilhelm Streitberg. 1 reihe : grammatiken 2.] 2 verb. u. verm. aufl. mit einer tafel. Heidelberg, Winter, 1906. xv und 350 ss. 8°. — 4,80, geb. 5,60 m.

Streitbergs Gotisches elementarbuch erscheint in der neuen auflage wesentlich vermehrt und verbessert. namentlich die syntax ist vollständig umgearbeitet; den 33 seiten der ersten auflage entsprechen 98. einfacher und zusammengesetzter satz sind jetzt in der darstellung getrennt, die mittel der satzverbindung, der bau der nebensätze erfahren eingehendste berücksichtigung, auch in der lehre vom einfachen satz sind die meisten abschnitte erweitert.

Stark vergrößert ist auch die litterarhistorische einleitung. der ferner stehende erhält durch Streitbergs knappe und doch klare darstellung eine höchst willkommene orientierung über die nicht leicht zu überschauenden probleme der Wulfilaforschung.

In der auswahl der lesestücke ist einiges geändert. an stelle der drei ersten capitel des Epheserbriefes sind die capp. 1—4 des zweiten Corintherbriefes getreten. Mc. xii ist weggefallen, dafür ist aus Matthäus das ganze 6 capitel und außerdem das 9 capitel abgedruckt. diese änderungen hängen damit zusammen, dass Str. jetzt den griechischen text dem gotischen an die seite setzt und Kauffmann für Matth. und den anfang von 2 Cor. die griechische vorlage reconstruiert hat. die beigabe des griechischen originals ist natürlich mit freude zu begrüßen, ebenso das facsimile einer seite des C.-A. und der abdruck des Busbeckschen berichts über die Krimgoten. dagegen kann ich mich von dem nutzen der gegenüberstellung der got. ags. und ahd. übersetzung von Luc. 2 nicht recht überzeugen.

In der flexionslehre war an der disposition nichts zu ändern; die angaben über das wirkliche vorkommen seltenerer formen sind gegen die erste auflage vielfach vermehrt und richtig gestellt.

Was die lautlehre betrifft, die auch in einzelnen capiteln umgestaltet wurde, so haben sich Str.s ansichten und die meinigen in manchen puncten genähert. ich habe die meinung aufgegeben, dass *g* im gotischen media affricata war. *q* erklärt jetzt Str. ge-

radezu als zeichen einer lautverbindung. für *lv* hatte er gleiches schon in der 1 auflage als möglich hingestellt, jedoch die geltung als stimmloses *u* für wahrscheinlicher gehalten. jetzt wird es unentschieden gelassen, ob dieser letztere lautwert für die sprache Wulfila anzunehmen sei. ich stimme Str. vollständig darin bei, dass *q* (und wol auch *lv*) zeichen von lautverbindungen sind. ich hab auch nichts gegen die annahme, das *w* nach *k* und *h* stimmlos waren. nur glaub ich nicht, dass Wulfila durch die stimmlosigkeit des *w* zur einföhrung der zeichen *q* und *lv* veranlasst wurde. ihn dürfte das lateinische *Q*, das in nachlässiger schreibung auch für *QV* gebraucht wurde, auf den gedanken gebracht haben, auch im gotischen *kw* durch einen einzigen buchstaben zu bezeichnen, und nach analogie schuf er auch ein zeichen für *hw*. ein streben nach einem gewissen parallelismus in der orthographie ist bei Wulfila nicht zu verkennen, ich komme bald darauf zu sprechen. für *gw* fiel ihm entweder kein zeichen ein, oder er kam gar nicht auf den gedanken ein solches einzuföhren, weil die lautverbindung viel seltner ist als *kw* und *hw*. wegen schreibungen wie *hairhwakandans* vgl. Anz. xxviii 25.

Bezüglich des got. *f* hatte Str. sich früher, ebenso wie ich, Wimmer angeschlossen, der daraus, dass der got. buchstabe dem lateinischen alphabet entnommen ist, folgerte, dass sein lautwert dem *F* näher stand als dem Φ . daraus ergab sich früher für mich die weitere consequenz, dass got. *f* labiodental gewesen sei. jetzt begnügt sich Str., Wimmers ansicht in einer anmerkung zu erwähnen, und erklärt es für unentschieden, ob got. *f* bilabial oder labiodental war. ich glaube vollkommen mit recht. got. *f* stand jedesfalls dem Φ so nahe, dass es in fremdwörtern diesen laut vertreten konnte. da hätte Wulfila ohne die richtige aussprache zu gefährden auch φ schreiben können, die Goten hätten doch ihren *f*-laut gesprochen. gotisch sprechende Griechen widerum mussten, falls *f* sich wirklich im lautwert von φ unterschied, für den got. laut den nächstgelegenen griechischen substituieren. es lässt sich ja auch zeigen, dass Wulfila einem dem griech. alphabet entnommenen buchstaben einen dem griechischen blofs ähnlichen lautwert gab; got. *e* ist graphisch gleich *E*, transcribiert aber *H*. und *w* entspricht nur in wenigen fällen lautlich seinem graphischen vorbild *Y*.

Wir müssen uns überhaupt von der vorstellung freimachen, dass Wulfila phonetik lehren wollte. wir dürfen auch nicht erwarten, in seiner lautbezeichnung ein system absoluter 'weisheit' zu finden. wir müssen uns damit begnügen, gewisse tendenzen aufzuzeigen. Wulfila ist nicht der gedanke gekommen, die zahl der buchstaben zu vermehren; wo er ein neues zeichen einföhrt, opfert er ein griechisches. es hängt dies mit der geltung der griech. buchstaben als zahlzeichen zusammen. das alphabet vermehren wäre ebensoviel gewesen, als buchstaben ohne zahlenwert

aufzunehmen. das lag ganz auferhalb des gesichtskreises Wulfilas, an diese möglichkeit dachte er nicht, für ihn war es selbstverständlich, dass sein alphabet gerade 27 zeichen haben müsse. aber nicht selbstverständlich ist es, dass alle feinsten lautnuancen des gotischen sich durch höchstens 27 zeichen ausdrücken ließen.

Das wulfilanische alphabet enthält 10 nicht griechische buchstaben. von diesen vertreten 5, $\beta r s f o$, in fremdwörtern diejenigen griechischen buchstaben, deren zahlenwert sie haben, 5 andere, $q h j u l v$, haben einen ganz andern laut als die griechischen buchstaben gleichen zahlenwerts. die aufnahme der buchstaben der ersten gruppe muss auf graphische rücksichten zurückgehen. für die entlehnung von r und s aus dem lateinischen alphabet hat schon Wimmer den grund gefunden: Wulfila verwarf buchstaben, deren lautwert im lateinischen ein ganz anderer war als im griechischen. warum o dem runenalphabet entlehnt wurde (wenn es ihm wirklich entlehnt wurde), bleibt dunkel. f wurde gewählt, weil das got. β dem Φ zu sehr glich. β wiederum weicht von Θ ab (wie ich meine durch verticallegung des querstriches), weil Θ dem got. lv zu ähnlich war. ein zeichen für hw wollte aber Wulfila, dem parallelismus mit $q = kw$ zu liebe, und es fiel ihm nichts anderes ein, als eine variation des griech. O (vgl. Luft Studien zu den ältesten germ. alphabeten, s. 100). dass got. β deshalb eine andere gestalt erhielt als Θ , weil es einen bloß ähnlichen, nicht identischen lautwert hatte, glaub ich ebensowenig, wie dass f aus gründen der aussprache Φ verdrängte. gegen Wimmers künstliche annahme hat sich Luft aao. s. 89 mit recht ausgesprochen.

Um die 5 zeichen der zweiten gruppe einführen zu können, opferte Wulfila $\xi H \Xi O \mathcal{P}$. man beachte wider den parallelismus. ebenso wie zwei einfache zeichen für lautverbindungen mit w an zweiter stelle ins alphabet eintreten, so scheiden zwei einfache zeichen aus für lautverbindungen mit s als zweitem bestandteil. und es scheiden ferner aus H und O , dh. je ein zeichen der laute, deren quantität im griech. durch besondere buchstaben bezeichnet wurde.

Zu den vorgenommenen veränderungen bestimmte Wulfila natürlich der wunsch, neue zeichen einzuführen, nicht die absicht, griechische buchstaben los zu werden. er hätte sie ja ruhig als bloße zahlzeichen weiter führen können. es ist nun ohne weiteres klar, dass Wulfila ein zeichen für h unbedingt brauchte, und dass ein einfacher buchstabe für u und ein besonderer buchstabe für j sehr nützlich war. man beachte übrigens wider den parallelismus zwischen den paaren $i-j$ und $u-w$. über q , lv ist schon gesprochen. anderseits konnte Wulfila $\xi \Xi \mathcal{P}$ ohne schaden missen. aber die ausmerzung von H und O muss besondere gründe haben, denn Wulfila hätte an ihrer statt koppa und sampi

opfern können. *H* wurde beseitigt, weil das lateinische *H* der Capitalschrift einen ganz andern wert hatte (während die von Wulfila aufgenommene uncialform eindeutig war). *O* ist aber nur dem parallelismus zu *liebe* geopfert, weil Wulfila den gegensatz von *ε* und *η* durch zwei einfache zeichen nicht wiedergeben konnte, so wollte er den gegensatz von *o* und *ω* nicht durch zwei einfache zeichen wiedergeben.

Str. nimmt an, dass die bezeichnung des kurzen *o* durch *au* in analogie zu der durch die *e*-aussprache des griech. *αι* an die hand gegebene bezeichnung des kurzen *e* durch *ai* erfolgt sei. ich stimme ihm bei, da ich ja annehme, dass Wulfila hier den parallelismus suchte. aber dafür, dass er die analoge bezeichnung fand, werden wir doch auf das lateinische recurrieren müssen. nicht dass ich etwa die von mir Anz. xxiii 331 bekämpfte erklärung Streitbergs, die er jetzt fallen lässt, aufnehmen wollte. aber berührungen von *au* und *o* haben im lateinischen bestanden, vgl. Gröbers Grundriss I² 465. wenn ein vulgärlateinisches *orum* bezeugt ist, während die schriftsprache nur *aurum* kannte, wenn die schriftsprache in manchen wörtern ein falsches *au* einsetzte, die nach dem ausweis romanischer sprachen ursprüngliches *o* hatten, so konnte doch Wulfila die tatsache nicht entgehen, dass in manchen wörtern geschriebenes *au* von manchen wie *o* gesprochen wurde.

Was wollte Wulfila mit seiner unterscheidung von *ai* und *e*, *au* und *o*, *i* und *ei* bezeichnen? hier weiche ich von Str.s auffassung ab. darin sind wir ja wol alle einig, dass *e*, *o*, *ei* lang waren, nicht diphthongische *ai* und *au* in den allermeisten fällen und *i* immer kurz, ferner dass *e*, *o* geschlossen waren, *ai* *au* offen. Str. meint nun, dass Wulfila eigentlich nur die qualitätsunterschiede habe bezeichnen wollen, die quantitätsbezeichnung habe sich bei *e* *o* nur nebenbei ergeben, weil es geschlossene kürzen im gotischen nicht gab. damit hängt zusammen, dass Str. auch lange offene *ai*, *au* = \bar{a} , \bar{o} (in *saiān*, *bauān* udgl.) annimmt und dass er einen qualitätsunterschied zwischen *i* und *ei* erschließt.

Zu seiner meinung ist Str. ua. auch durch die erwägung geführt worden, dass zu Wulfilas zeit alle griechischen vocale unter gleichen accentuellen bedingungen isochron gewesen seien, Wulfila also durch das griechische nicht auf den gedanken einer bezeichnung der vocalquantität habe kommen können. dagegen hätten im griechischen unterschiede der vocalqualität bestanden.

Dem gegenüber halte ich an der älteren anschauung fest, dass Wulfila die quantitätsunterschiede bezeichnen wollte, und die bezeichnung der qualitätsunterschiede, wo sie sicher sind (bei den *e*- und *o*-, nicht bei den *i*-lauten) sich nur nebenher ergab. dafür hab ich folgende gründe.

1) Dagegen dass *i* und *ei* sich qualitativ unterschieden, spricht, dass sie in den got. handschriften verwechselt werden,

während *ai* und *e*, *au* und *o* getrennt bleiben. ferner haben wir keinen anhalt dafür, dass im griechischen, dessen schreibung für Wulfila vorbildlich war, *ει* und *ι* qualitativ verschieden waren.

2) Wulfila will *ω* durch *o*, *o* durch *au* wiedergeben, darüber besteht trotz einzelner ausnahmen kein zweifel. nun hat sich *ω* niemals durch geschlossene qualität von *o* unterschieden. ursprünglich war *ω* der offene laut, später ist es ganz mit *o* zusammengefallen und hat seine schicksale geteilt. nimmt man an, dass Wulfila die qualitäten seiner *o*-laute trennen wollte, so begreift man nicht, wie er diese unterscheidung auf das griechische anwenden konnte, wo weder aussprache noch theorie diese scheidung kannten.

3) Günstiger scheinen für die qualitätstheorie die dinge bei den *e*-lauten zu liegen, da man ja meistens annimmt, dass *η* zu *i* auf dem wege über geschlossenes *e* wurde, und diese letztere stufe für die zeit Wulfilas ansetzt. allein das ist keineswegs sicher. nach Kretschmer Die entstehung der koine, WSB 1901, x 7 ff hat sich der lautgesetzliche übergang von *η* zu *e* nicht innerhalb der *ζωνή* vollzogen. für die *ζωνή* handelt es sich nur mehr um den kampf zweier neben einander im großen griechischen sprachgebiet bestehenden dialektischen aussprachen des *η*, um den kampf zwischen offenem und geschlossenem *e*, später *e* und *i*. wo für *η* später noch *e* gesprochen wurde, war es vollständig mit *ε* zusammengefallen. da wir Wulfila nicht die *i*-aussprache zuschreiben können, so müssen wir annehmen, dass sich für ihn *η* und *ε* qualitativ nicht unterschieden.

Nun hat sich freilich unsere behauptung, dass Wulfila die quantitäten bezeichnen wollte, mit dem einwurf abzufinden, dass zu Wulfilas zeit die griech. vocale unter gleichen accentuellen bedingungen isochron waren. aber die zerrüttung der alten quantitäten ist innerhalb des griech. sprachgebietes zu sehr verschiedenen zeiten erfolgt. in einer abhandlung, auf die mich Kretschmer vor jahren freundlichst aufmerksam machte, *Αθηνα* 13, 247 ff, hat Hatzidakis gezeigt, dass im eigentlichen Griechenland die alten quantitäten bis 200 n. Chr., vielleicht noch länger, auseinander gehalten wurden. da ist es doch nicht zu kühn anzunehmen, dass ein gelehrter mann wie Wulfila, der in seiner eignen sprache klar geschiedene vocalquantitäten besaß, mit den lehren der grammatiker über die bedeutung der von der orthographie fortgeführten doppelheiten *ε-η*, *ο-ω* eine adäquate vorstellung verbinden konnte¹. nach dem vorbild der griech. ortho-

¹ ich traue da Wulfila nicht mehr zu als im 16 jh. Erasmus von Rotterdam geleistet hat, der mit hilfe des lautstandes seiner muttersprache sich eine vorstellung von der bedeutung der überlieferten termini der quantitätslehre bildete, während die traditionelle aussprache der antiken sprachen die alten verhältnisse längst zerrüttet hatte, oder was diejenigen zeitgenossen Aelfrics taten, die zu seinem misvergnügen metrisch kurze silben wie *pa(ter)*,

graphie, die er im sinne der grammatischen theorie deutete, unterschied er die quantitäten der *e*- und *o*-laute; bezüglich der *i* ist darauf zu verweisen, dass hin und wider versucht wurde, die überlieferte schreibung *ei* zur bezeichnung des langen *i* zu verwenden, *ei* gegenüber *i* denselben wert zu geben, den *η* und *ω* gegenüber *ε* und *ο* hatten, vgl. Blass Über die aussprache des griechischen³ s. 10. 61. da Wulfila bei seiner unterscheidung nur die quantitäten im auge hatte, setzte er für *o* *au*, für *ω* *o*, unbekümmert darum, dass im gotischen mit dem unterschied der quantität auch ein solcher der qualität vorhanden war, der im griech. kein gegenstück hatte. für *a* und *u* gebrauchte er nur je ein zeichen, weil das griechische für diese laute nur ein zeichen, bez. eine zeichengruppe kannte. — dass *saian*, *bauan* u. ä. in der ersten silbe offene lange vocale hatten, halt ich für unerwiesen.

Ich erlaube mir schliesslich noch ein paar einzelheiten zu besprechen. § 52b. *spaiikulatur* hat doch aller wahrscheinlichkeit nach langes *u*, vgl. Kluge Zeitschr. f. d. unterricht, 8 ergänzungsheft 355, Pauls Grundriss 1² 501. 505. — § 76 anm. 1 wäre vielleicht besser ein anderes beispiel zu geben, da *pius*, wie § 147 bemerkt wird, nicht belegt ist. — § 86 anm. auch hier wäre das § 146 anm. 3 verzeichnete *fauramaþli* zu erwähnen. — § 147. auch *alew* und *gaidw* sind zu besternnen. — § 153 z. 2 ist 'akk.' zu streichen. — § 157 anm. 1 vgl. Anz. xxix 282. — § 160. hier wär es vielleicht gut, die wirklich belegten formen zu verzeichnen, namentlich wäre hervorzuheben, dass von formen des dat. pl. aufser *baurgim* nur *spaurdim* vorkommt. — § 182 wäre auch *fairni* Luc. 5, 39 unter den belegen anzuführen. — § 183 anm. 2 sähe ich gerne noch etwas deutlicher auf die unsicherheit des ansatzes von *hrainis* als gen. sg. der abstufenden *ja*-stämme hingewiesen. Str. bemerkt, dass nur *skeiris waurdis* Sk. 5, 5 belegt ist, und erklärt die auffassung von *skeirs* Sk. 4, 9 als nom. fem. für zweifelhaft. aber das sind die einzigen stellen wo das wort überhaupt vorkommt; wenn *skeirs* nicht nom. fem. ist, so hat man auch gar keine gründe für die annahme eines *ja*-stamms. — § 236, 2 möchte ich dem verf. zu erwägen geben, ob sich nicht irgend ein genauerer ausdruck finden liefse; in dem citierten satze Gal. 2, 16 hat ja *garaihts* nicht eigentlich masculine bedeutung, sondern bezieht sich auf männer und frauen. — § 236, 4 wäre vielleicht auf abweichende fälle hinzuweisen,

ma(lus) auch wirklich kurz sprachen, vgl. Aelfrics Grammatik herausgegeben von Zupitza s. 2. zu beachten ist auch, dass im lateinischen die zerstörung der alten quantitätsverteilung später ihren abschluss gefunden hat als im griech., vgl. Gröbers Grundr. 1² 467, wo übrigens die äusserung des Gellius Noct. Att. ix 6 nicht richtig gedeutet ist. dass eine in der umgangssprache erloschene, in der schrift bewahrte unterscheidung von gebildeten auch lautlich ausgedrückt werden kann, lehrt zb. die tatsache, dass im nl. in der umgangssprache *-e* und *-en* gleich gesprochen, in feierlicher rede geschieden werden.

wie Joh. 17, 3 *soh þan ist so aiweino libains*, Sk. 1, 6 *sa ist wiþrus gudis*. — in dem abschnitt über den numerus vermiss ich eine bemerkung des inhalts, dass Wulfila griech. plurale von substantivierten adjectiven gen. neutr. teils nachbildet, teils durch den singular ersetzt, zb. 1. Tim. 5, 13 *þoei ni skulda sind τὰ μὴ δέοντα* gegenüber Luc. 17, 9 *þatei anabudan was τὰ διαταχθέντα*. — § 257, z. 4. ist nach 'griechischem' nicht etwas ausgefallen? — § 273, 2 wär es aus pädagogischen gründen erwünscht, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass nach *ains*, *sums* und den possessivpronomina das adj. in starker form steht, oder doch wenigstens beispiele anzuführen wie Luc. 15, 7 *in ainis frawaurhtis*, Eph. 2, 15 *du ainamma niujamma mann*, Joh. 11, 1 *sums siuks*, 1 Thess. 4, 8 *ahman seinana weihana*. — § 326 anm. ein paar seltsame participialconstructions, für die das griech. anlass aber nicht vorbild war, finden sich in den evangelien: Mt. 27, 53, Luc. 18, 9, Joh. 6, 45, wenn kein fehler vorliegt, auch Mc. 15, 24, vgl. van der Waals Skeireins s. 12. gegen Viteaus auffassung der griech. construction als eines hebraismus wendet sich Thumb Die griech. sprache im zeitalter des Hellenismus s. 131. — § 332. dass Mt. 6, 24 *jabai-aifþan ἦ-ῆ* übersetzt, kann ich nicht glauben und bleibe bei der meinung Loebes und Schulzes, dass in der vorlage statt des ersten ῆ fehlerhaft εἰ stand.

Wien, im november 1906.

M. H. JELLINEK.

Nordiska Studier tillegnade Adolf Noreen på hans 50-årsdag den 13 mars 1904 af studiekamrater och lärjungar. Uppsala, KWappelbergs boktryckeri, 1904. 492 ss. gr. 8^o.

Zu der stattlichen festgabe an Noreen haben sich nicht weniger als einundvierzig gelehrte schreibend vereinigt — die widmungsseiten führen eine noch viel längere reihe von studien-genossen und schülern auf. neben der schwedischen sprache kommt auch die dänische und die deutsche zu worte. ungefähr vier fünftel der beiträge liegen auf dem felde der sprachforschung (runenlehre und rechtschreibung mitgezählt). der band im ganzen erweckt den eindruck von einer kopfreichen gemeinde, die im sinne ihres meisters vorwärts strebt. von kritischem scharfsinn und behutsamer, nüchterner gründlichkeit zeugen auch die kürzern dieser spenden. kühneres eindringen ins ungebahnte oder persönlichere formung machen sich weniger bemerkbar. die meisten beiträge erscheinen wie ein kleiner ausschnitt aus den augenblicklichen arbeiten der betreffenden. den charakter der abgerundeten darstellung haben am meisten die zwei aufsätze von Almgren und KFJohansson. Johansson führt die gotischen nominalcomposita vollständig auf nach einer weldurchdachten, in manchen puncten eigenartigen einteilung, wobei auch viele etymologische bemerkungen abfallen. Almgren bietet mit seiner arbeit, 'Die

begräbnisarten der Vikingzeit in wärklichkeit und in der altn. litteratur', dem philologischen interpreten der Ynglinga saga und anderer texte eine willkommene gabe, indem er nach den neusten grabungen das archäologische bild der sache übersichtlich zeichnet. im übrigen weise ich nur noch auf die beiträge hin, die einem weiteren leserkreise dieses Anzeigers entgegen kommen; der fachgenosse wird das übrige schon zu finden wissen.

Grip hat an Deutschen aus verschiedenen landschaften die gleitlaute zwischen vocal und folgendem *l*, *r* beobachtet. ganz verdienstlich, aber wenn irgendwo, so entbehrt man hier objective lautbilder. ich fühle mich nicht ganz sicher, ob nicht öfter der klang des *l* selbst (der ja bis zum übergang zum nächsten laut einem vocalischen klange recht nahe kommen kann) für einen gleitlaut genommen wurde. Ernst AMeyer teilt weitere erträge seiner experimentellen sprachmessung mit: die betonten vocale sind ceteris paribus länger im einsilbigen als im zweisilbigen worte, länger vor lenis als vor fortis, länger bei tiefer zungenstellung als bei hoher uam. die hauptzüge stimmen zu dem was M. für das südenenglische und 'noch für eine reihe anderer sprachen' festgestellt hatte. Klockhoff handelt von der Samsonsballade (DgF. nr 6). er beurteilt die berührungen mit andern folkeviser anders als Olrik (DgF. 7, 271), hält die Samsonsverse für ein ziemlich junges conglomerat und nimmt wider entlehnung aus der schwedischen Didrikssaga an, nicht herkunft aus niederdeutscher quelle, doch ohne sich mit Grundtvig oder Jiriczek auseinanderzusetzen. Kristensen verbessert erfolgreich unsere auffassung des ältesten isländischen grammatikers hinsichtlich der schreibung der diphthonge (*ió*, *øy*, nicht *eó*, *ey*) und rechtfertigt die aussprache *éarn*, die der alte autor bezeugt. fördernde bemerkungen zur westnordischen *u*-brechung bringt Nordens-treng. er tritt für die ältere auffassung ein, dass *ió*, nicht *io* das lautgesetzliche brechungsproduct sei, und führt die reimbelege vollständiger an; ein teil davon spricht entscheidend gegen *io*. ich vermisse nur berücksichtigung der fälle, wo der brechungsdiphthong durch dehnung zu *ió*, nicht zu *iō* (*iā*) wurde: *miolk* > *miölk* wie *folk* > *fölk* im gegensatz zu *holf* > *hölf*, *hålf* (*siålf* uä. sind natürlich analogieneuerungen); ferner *Iór* < *ébur*-, wol auch das vielgedeutete *ió* < *ioh* < *ehw*- 'pferd'; mehrdeutig ist *fiórir* (< *feður*- oder < *feðwör*-). die heidseitigen instanzen erwogen, wird die annahme doch wol nötig, dass der *o*-laut des brechungsdiphthongs weder mit dem alten *o* noch mit dem *ø* des *u*-umlautes identisch war; es war eine dritte schattierung — wie sie phonetisch zu bestimmen sei, darüber hab ich keine vermutung.

Lind bespricht altn. wortfügungen wie *Halldóra Torfa dóttir bróður Jörundar*, *Gunnlaugs saga ormstungu* unter dem gesichtspunct, dass die schreibung in éinem worte (*Torfadóttir*, *Gunnlaugssaga*) ein 'anachronismus' der 'sog. normalisierten' ausgaben

sei. gegen diese schreibung hat sich neulich auch Gering gewant (Zs. f. d. phil. 36, 286 note). die frage greift über die eigennamen hinaus. ich habe mir folgende fälle angemerkt, die ebenso zu beurteilen sind: Egils s. c. 27 § 21 *upp í ár ós nokkurn, sú er kǫlluð Gufá*; Fær. s. s. 144 *á skemmu hurðina, þar er Þrándr svaf í*; Nornag. c. viii *settumst ek þar at fǫður-leið minni, þviat hann andaðist skiótt*; — Mork. 226, 27 *ofstopa maðr mikill ok óeirðar um alla hluti*; Mork. 228, 23 *auðigr maðr ok ranglátr, kaps fullr ok óeirðar*. die herrschende schreibung unsrer ausgaben ist hier: *áróð, skemmuhurðina, fǫðurleið, ofstopamaðr, kapsfullr*. dann hat man also die erscheinung: an ein einzelnes glied des zusammengesetzten wortes, das erste oder das zweite, wird ein weiterer redeteil angeknüpft. der fall mit *fǫðurleið* ist hervorzuheben, weil einfaches *leið* gar nicht existiert. bisweilen hat man zu hindestrichen gegriffen, zb. Heimskr. 3, 114 (FJónsson) *þat var ættar-bragð en eigi æsku*. Lind meint, die einfache abhilfe liege darin, dass man in solchen gruppen getrennte wörter annehme und schreibe. auch abgesehen von fällen wie *fǫðurleið* ist damit die sache nicht abgetan. denn diese gruppen sind unverkennbar auf dem wege zum compositum. das zeigt die wortstellung: *Halldóra Torfa dóttir* oder *hon var Torfa dóttir* heißt es in derselben prosa, die niemals sagen würde: *Halldóra Torfa móðir* oder *hon var margra sona móðir*; *Raga bróðir* ist fester beiname, als aussage hieße es: *Þórarinn var bróðir Raga*; usf. ebenso ist *Breiði fiqrðr* (cf. Lind s. 143) deutlich abgesondert von *enn breiði fiqrðr* oder *breiðr fiqrðr*. zu diesen äußerlich wahrnehmbaren zeichen kommt ohne frage die betonung: in *Torfa dóttir*, *Breiði fiqrðr* hat das zweite glied ähnlich schwachen ton wie in *sumarmálum*, *mikilmenni*. kurz, die classe der unechten composita ist auch im altn. nicht zu entbehren. aber jene anfangs genannten verbindungen (*Gunnlaugs-saga ormstungu* u. ähnl.) zeigen, dass die beiden glieder ein höheres mafs von selbständigkeit bewahrt haben als in den unechten compositis anderer sprachen. wir können nicht mehr sagen: *die Karlsdichtung des Grofsen*; *das Hildebrandslied und Hadebrands*; *die kriegskosten, den er führte*. aber auch wir schreiben und sprechen noch: *Hildebrandslied und -sage*; auch fälle wie: *eine lebensgeschichte Luthers, deutsche litteraturgeschichte* liegen jenen nordischen bildungen nahe und vermitteln unserm sprachgefühl ihr verständnis. es spielt zwischen dem einheitlichen worte und der zweigliedrigen, von fall zu fall neu gebildeten verbindung. wie weit man im altn. getrennte worte schreiben will, ist eine praktische frage oder eine frage der pietät gegen die handschriften: der tatsächlich vorliegenden spracherscheinung verhilft man mit dieser schreibweise nicht zum sichtbaren ausdruck.

Berlin, 14 juli 1904.

ANDREAS HEUSLER.

De oudoostnederfrankische psalmen. klank- en vormleer. van A. BORGELD. Groningen, Wolters, 1899.

Über das ziel das diese abhandlung verfolgt, sagt der vf. Inleiding s. viii : 'Mijn doel was uitsluitend een nauwkeurige samenstelling van de klank- en vormverschijnselen te geven, meestal zonder een verklaring te beproeven'. als gesamturteil kann ich sagen, dass Borgeld die aufgabe, wie dieselbe von ihm begrenzt worden ist, in einer zuverlässigen und sehr anerkennenswerten weise gelöst hat. hier auf verschiedene einzelheiten einzugehen, wäre jetzt unnötig, nachdem die darstellung des vf. durch van Heltens buch 'Die altostfränkischen psalmenfragmente etc.', Groningen 1902, — namentlich was die erklärung der sprachlichen erscheinungen betrifft — ergänzt und zuweilen berichtigt worden ist (vgl. in dieser hinsicht auch die besprechungen von Franck Indog. Forsch. Anz. xii 111 f, Ehrismann Litteraturbl. 1902 s. 112 und die recension der arbeit van Heltens von Steinmeyer Anz. f. d. alt. xxix 53 f). durch van Heltens arbeit ist indessen Borgelds abhandlung nicht überflüssig gemacht worden. die letztere gibt nämlich oft ausführlichere belege als der grammatische teil van Heltens, wo die auf conjectur beruhenden formen nicht als solche gekennzeichnet und überhaupt alle diejenigen formen die der vf. für verderbt hält, gar nicht erwähnt werden. an vielen stellen verweist auch van Heltens auf die vollständigeren statistischen angaben bei Borgeld. — ich möchte hier nur einige verderbten oder sonst weiterer aufklärung bedürftigen formen in den hier zur erörterung stehenden denkmälern besprechen. die Holthausen-Steinmeyersche (s. Beitr. 10, 577 und Anz. f. d. alt. xxix 59) besserung *geueithoda* statt *geueinoda* 'educavit', gl. 357 (nach van Heltens zählung) Ps. 22, 2 wird durch das in Diefenbachs Glossarium verzeichnete *educatio* : *weyding* (das wahrscheinlich von haus aus auf irgend einer auslegung derselben psalmenstelle beruht) gestützt. — *genitherit in* 'exinanite' gl. 371, Ps. 136, 7, änderte van Heltens in *genieuithit*. diese conjectur lehnt Steinmeyer Anz. f. d. alt. xxix 61 fußnote ab, ohne dass er einen wahrscheinlicheren vorschlag zur erklärung der glosse machen zu können glaubt. in der tat ist das überlieferte *genitherit* gar nicht zu ändern. der grundtext hat nämlich hier גִּרְהּ von גִּרְהּ, das allerdings eigentlich 'entblößen' bezeichnet, hier aber in der bedeutung 'zerstören' steht (s. Gesenius Wörterb.). der zusammenhang ist dieser : גִּרְהּ עַל הַיְסוּדָה בָּהּ dh. eigentlich 'entblößet in ihr bis auf den grund' = 'zerstöret sie (die stadt Jerusalem) bis auf den grund.' hierzu passt ja *genitherit* ausgezeichnet, da ja dieses verbum ua. 'zu boden stürzen' bedeutet (s. zb. Schade Wtb.). nur das nach *genitherit* stehende *in* dürfte eine kleine besserung nötig haben, und zwar ist dieses in *in* zu ändern, das offenbar dem *in* in der lateinischen vorlage ('exinanite . . . in

ea) entspricht. durch die folgenden parallelen aus Diefenbachs glossarium dürfte diese erklärung aufser jeden zweifel gesetzt werden: *exinanire*: 'ernideren, nideren, vernederen'. — *ginroda* 'gignuit' gl. 372, Deut. 32, 18, hat man auf verschiedene weisen zu bessern versucht. Heyne Kl. altniederd. denkm. 49 ändert es in *givuoda* ('für *givuolda*'), van Helten in *gitiloda*, Holthausen Zschr. f. d. phil. 36, 482 in *gin[e]r[c]-oda* oder *giurocta* ('= ahd. *uorhta*'). meines erachtens steht *ginroda* für *genroda*. *gi* statt *ge-* beruht entweder auf dittographie nach der folgenden glosse *gi-mínsoda* oder ganz einfach auf verlesung. diese besserung stütze ich auf *generare*: 'genren' Ahd. glossen III 408, 8 und *generare*: 'ergenren' in einer mittelniederländischen handschrift nach Diefenbachs Glossarium. dieses *genron*, *genren* ist offenbar ein lehnwort aus dem lat. *generare*; vgl. andere lat. lehnwörter in den psalmenfragmenten wie *gequahlit* 'coagulatos' 67, 17, *offron* 'offerre' 67, 30, *kestigata* 'castigatio' 72, 14 (s. ferner wegen anderer lehnwörter in diesen denkmälern Later De latijusche woorden in het ouden middelnederduitsch). — von *uuitinis* 'calicis' Gl. 790, Ps. 10, 6 sagt Heyne s. 58: 'ob verlesen für *mitis iró*, calicis eorum? ahd. *mez* n. calix'; van Helten ändert *uuitinis* in *mitinis*, das ein diminutivum in *-in* zu **met* 'calix' sein soll. Steinmeyer hält Anz. f. d. alt. xxix 61 fußnote diese conjectur für verfehlt (er weiß ihr indessen keine bessere entgegenzuhalten). ich glaube, dass wenigstens *witin-* hier ganz richtig ist. zu bemerken ist nämlich, dass 'calix' hier in einer ganz besonderen verwendung steht: vgl. Forcellini Dict., *calix* 12): 'denique metaphoricè adhibetur de sorte hominum . . . ac de omnibus generibus malorum et incommodorum quae improbis accidere jubet deus'. als beispiel von dieser verwendung von *calix* führt Forcellini einen auszugsatz aus dem hier fraglichen psalmenvers an: (pluet super peccatores laqueos) 'ignis et sulphur et spiritus procellarum, pars calicis eorum'. wie zu ersehen ist, steht 'calix' hier etwa für 'vergeltung' (vgl. dass es in der Lutherischen übersetzung mit 'lohn' wiedergegeben wird). hierzu passt ja die glosse *witin-* = 'strafe' ganz gut; vgl. *geuuitenot* 'punientur' 36, 2, asächs. *wīti* 'strafe' etc. was für eine form ist denn *uuitinis*? entweder genit. von **witin* n., das sich zu *uuitenon* 'strafen' wie ahd. *lāchin* 'heilmittel' zu *lāchinon* 'heilen' verhält, oder *uuitinis* ist eine corruptel für *uuitinū* (vgl. *h* statt *n* 72, 2 und Gl. 357), genit. von **witina* = mhd. *wizene* f. 'strafe'. dass der glossator sich nicht immer slavisch an seine lateinische vorlage gehalten, sondern, wie hier vorausgesetzt wird, zuweilen eine freiere, bessere übersetzung gegeben hat, zeigt zb. seine glossierung von *exinanite* Ps. 136, 7 (vgl. oben).

Gotenburg.

ELIS WADSTEIN.

Die lateinischen magierspiele. untersuchungen und texte zur vorgeschichte des deutschen weihnachtsspiels. von A. Anz. Leipzig, JCHinrichs, 1905. 163 ss. — 5,40 m.

Wenn dieses buch keinen anderen wert hätte als den, dass es alle dem vf. bekanntgewordenen texte, zt. in verbesserter gestalt oder vollständiger, zum abdrucke bringt, müste man dafür sehr dankbar sein.

Ich hatte vor einem jahrzehnt, mit der absicht die gleiche arbeit zu machen, ebenfalls die texte gesammelt und weifs daher die mühe zu schätzen, die in dem verzeichnis s. 9 ff steckt. die sachen sind weit verstreut.

Soweit stichproben ein urteil gestatten, handelt es sich hier auch um verlässliche abdrücke.

Am gespanntesten wendet man sich dem teile der untersuchung zu, der eine stellungnahme zu WMeyer (Fragmenta Burana, Berlin 1901) voraussetzen lässt. dieser bestritt unter berufung auf die als Carmina Burana bekannte sammelhandschrift die gewöhnliche annahme, dass sich die geistlichen spiele aus einfachen einzelfeiern zu kunstreichen cyklen entwickelt hätten. er meint, der umstand, dass ein und dieselbe hand des 13 jh.s einfache und umfangreichere spiele in der genannten hs. vereinigt hat, spreche deutlich gegen die herkömmliche lehre.

Aber es ist doch zu bemerken — bei A. vermisste ich diesen hinweis — dass die in den Carmina Burana stehenden stücke nicht ein und derselben gattung angehören. dass man aber auch die schrittweise entwicklung an den überlieferten texten verfolgen kann, zeigt die hier zu besprechende arbeit.

Damit lässt sich ganz wol die tatsache vereinigen, dass sich bald schon neben einfachen, an schriftstellen sich anlehnenden dialog-officien cyklische ansätze bildeten, dass also der cyklus nicht auch zeitlich als endglied der reihe zu gelten hat.

Meyer will den ursprung der gattung auf deutschem boden (SGallen) suchen, während Anz meines erachtens mit recht an der gewöhnlichen annahme romanischer herkunft (Frankreich) festhält und sie gut begründet. die liturgie der katholischen kirche ist doch überhaupt wesentlich romanischen ursprungs, und die geistlichen kreise Deutschlands bezogen in der ersten hälfte des mittelalters auch sonst ideen und bräuche aus dem fortgeschrittenen süden, kurz, die ganze maskerade in der kirche, wie wir sie in den kirchlichen spielen (feiern, officia) sehen, wäre einem deutschen von selbst nie eingefallen. diesen inneren grund hätte A. ebenfalls betonen sollen.

Als entstehungszeit der gattung bezeichnet A. das 11 jb. und die überlieferung gibt ihm recht.

Als ausgangspunct gilt die liturgie der epiphanie, aber die texte werden im laufe der zeit umgeprägt. Anz zeigt das mit

tüchtiger kenntnis der einschlägigen litteratur und mit berücksichtigung der bildenden kunst.

Anz betont s. 118 ganz richtig, wie die dialogform schon dem ganzen system der kirchlichen responsorien und antiphonen zu grunde liege, dass also der schritt zum tropus und von da zum ludus von anfang an vorbereitet gewesen sei.

Die frage ist nur die, wie die weiteren schritte gemacht worden sind.

Der vf. gewinnt vier typen und stellt deren einzelne erweiterungen fest.

Typus I: gang zur krippe, dialog zwischen magiern und obstetrices, darbringung der geschenke, gesang des engels.

Der text ligt in sämtlichen spielen vor, selbständig ist er überliefert als 'Officium Stellae' in Rouen.

Typus II: die person des Herodes wird hinzugefügt. Nevers I (N) zeigt dieses stadium.

Der dreigliedrige dialog, der im anschluss an die erste einschaltung (im typus I) und mit benutzung des 'Ite et investigate' der evangelienvorlage geschaffen worden ist (N), wird durch einen fünfgliedrigen ersetzt, der dann durch alle weiteren texte geht. diese form zeigt Nevers II (Nev.)

Typus III: einschaltung der durch boten geholten schriftgelehrten. Herodes ist nämlich von dienern (symmystae) umgeben. Aus dem Magierspiel wird ein Herodesspiel.

Nev. und Strafsburg stellen die verhandlung des königs mit den schriftgelehrten vor das gespräch zwischen ihm und den magiern, Strafsburg zieht außerdem die principes sacerdotum heran und ändert daher die stelle 'O vos scribae interrogati'.

Die im typus III vorliegende textgestalt bezeichnet den wichtigsten abschnitt in der entwicklung der epiphanienspiele. was hier steht, ist gemeinsamer bestandteil aller übrigen texte geworden. nun beginnt eine rege entwicklung, die die vorhandenen spiele in mehrere gruppen trennt, und es setzen jetzt auch die poetischen erweiterungen ein.

Eine selbständige überlieferung dieses typus ligt nicht vor.

Erweiterungen des typus III.

1 Erweiterung der botenrolle: a) man lässt dem könig das gerücht von den magiern zu ohren kommen; b) Herodes muss sich selbst durch einen boten von ihren absichten überzeugen, ehe er sie zu sich bescheidet. auftrag dazu. es entwickelt sich also von hier aus ein eigenes Botenspiel.

2 Erweiterung durch den Ludus Innocentium und die Klage der Rachel: an das nocturnenresponsorium 'Sub altare' schloss sich eine poetische Rachelklage an, wie sie zb. in Limoges vorligt. eine bearbeitung dieses kleinen Ludus Innocentium benutzten Laon und Orléans. Orléans nahm dabei eine erweiterung der procession des lammes vor und verknüpfte

das so gewonnene spiel mit dem schlusse des Herodesspiels, das es aus der epiphaniensfeier herübernahm. dazu benutzte es nachträglich einen anderen ähnlichen text, die vorlage von Freising. eigentümlich ist in Freising und Orléans ein Josephspiel.

3 Erweiterung durch das Sternlied.

A. nimmt an, dass der text in fortschreitender vollständigkeit aufgenommen worden sei, im widerspruche zu WMeyer, der die fassung von Rouen als die jüngste und die aufnahme des ganzen liedes als das ältere betrachtet.

Typus iv (combinationstypus) : a) es tritt in allen texten das ganze Botenspiel auf. — b) man führt die gruppe der hirtinnen und die der magier in der nähe der gruppe zusammen, also combination mit dem Hirtenspiel.

Erweiterungen des typus iv.

1 Festprocession zum throne des Herodes (Chorus puerorum).

2 Thronbesteigung und beratung.

3 Rex et magi.

Damit hat das Herodesspiel das Magierspiel überwuchert.

Die bestätigung für seine typentheorie findet A. in der tatsächlichen gestalt der spiele, die nach seiner darlegung eine fortschreitende ausdehnung des dialogs, gleichmäßige zuuahme der zahl der beteiligten personen, zunehmende entfaltung und verwicklung des dramatischen aufbaus, ablösung der reimprosa durch die poetische form (hexameter), späten ansatz zu charakteristischer ausdrucksweise zeigen.

Mir scheint indes hier ein cirkel vorzuliegen. abstrahiert nicht der vf. seine typen von den wirklichen spielen und lässt sie dann wider durch sie bestätigen?

Doch wäre diese *petitio principii* kaum von belang, wenn die typen selbst einwandfrei wären.

Ich bin in der lage, dem vf. an einem praktischen beispiele zu zeigen, dass er im irrthum ist, wenn er meint, ein neuhinzukommender text könne an dem gesamt-bilde wenig mehr verändern (s. 5).

Der güte des herrn dr P Pius Schmieder, capitularen der in Oberösterreich gelegenen Benedictinerabtei Lambach, verdank ich die kenntnis einer in diesem stifte verwahrten Dreikönigfeier und die erlaubnis, sie hier zu veröffentlichen. Es ist die eine hälfte eines in der längsachse auseinandergeschnittenen pergamentblattes 30×15 cm. das ganze blatt dürfte 30×20 cm gemessen haben. die blattseite zählt 28 linien und ist beschrieben von einer hand des 11 jh.s. der text ist neumiert und stammt, wie sich aus dem anfang und dem ende ergibt, aus einem *ordinarium*.

Zu diesem blatte fand sich in Lambach ein zweites, vollständiges, das einen teil des der hs. vorangegangenen kalendariums darstellt und mit nekrologischen eintragungen versehen ist,

die im zusammenhalt mit dem namen der im kalendarium erscheinenden heiligen auf rheinischen oder fränkischen ursprung weisen.

Manche der nekrologischen vermerke machen es aber höchst wahrscheinlich, dass der codex zuletzt in den händen eines bairischen stiftes gewesen ist.

Im hinblick auf die tatsache, dass der gründer der im jahre 1056 errichteten abtei Lambach, Adalbero, nachmals bischof von Würzburg war und im jahre 1090 das stift unter den schutz der Würzburger bischöfe stellte (PSchmieder Breve chronicon monasterii BMV. Lambacensis O. B. S., Lentii 1865, p. 5); in rücksicht ferner auf den umstand, dass Adalbero dem neuen kloster viten, hss. der regel, collationes patrum und zwei sehr alte plenarien schenkte, die alle noch heute in der stiftsbibliothek vorhanden sind (codd. membr. 23. 31. 52. 75. 113. 120), ist die vermutung gerechtfertigt, dass vielleicht auch das ordinarium, von dem uns ein günstiges geschick 2 bll. gelassen hat, einstmals eigentum der bischöfl. bibliothek in Würzburg gewesen ist. sein ursprung ist aber, wie bereits bemerkt, in rheinfränkischer gegend zu suchen.

TEXT DER LAMBACHER DREIKÖNIGFEIER¹.

1 tatus hac die. P(salmus) Cantate. A(ntiphona) Puer. Gloria
Pr . . . lis eia hodie. Puer. *Officium*

Stella fulgore nimio rutilat qu(ae regem regum natum monstrat quem) venturum olim prophete signavera(nt).

Regem, quem queritis, natum esse qu(o signo didicistis et si illum regnare)

creditis, dicite nobis. *Item* (magi: illum natum esse didicimus)

in oriente stella monstrante. Ipsum r(egnare fatentes cum mysticis mune)

ribus et de terra longinqua adorar(e venimus trinum deum venerantes).

O vos, scribe, interrogati dicite, si quid (de hoc puero) scriptum videretis in libris. *Tunc* (scribe)

Vidimus, domine, in prophetarum li(neis nasci Christum in Bethlehem, civitate)

David, propheta sic vaticinante: (Bethlehem non es minima etc.) *voce pergant*: Betleem non es. Qua

Ite et de puero diligenter iuvest(igate et invento redeuntes mihi)

renuntiate. *Tunc magi*: (Eamus ergo et inquiramus eum et offeramus ei munera: aurum, thus e(t myrrham).

Ecce stella in oriente previsa iterum (precedit nos lucida! *Ob-*

¹ ich habe das fehlende, soweit ich es mit sicherheit vermochte, ergänzt und durch klammern ersichtlich gemacht.

stetrices econtra sedent(es) : Q(ui sunt li stella duce nos)
adeuntes inaudita ferentes? *Tu(nc magi)*
Nos sumus, quos cernitis, reges Thars(is et Arabum et Saba
dona ferentes)
regi Christo nato Domino, quem stel(la deducente adorare
venimus).
Item obstetrices : Ecce puer (adest, quem queritis! Jam prope-
rate adorare)
quia ipse est redemptio mundi
Ab oriente. *Et duos versus de*
Tunc magi prosternentes se trib(us vicibus)
Salve, rex seculorum! Salve, rex se(culorum! Salve, rex
seculorum!)
Qui aurum offert. dicit : Suscipe nunc (aurum!).
Qui thus offert : Tolle thus, t(u vere Deus!).
2 seite.
(Qui myrrham offert : Myrrha)m, signum sepulture! Tunc pro-
sternunt
. *diaconus in vice angeli* :
. (Im) pleta sunt omnia, que propheticæ
dicta (sunt. Ite viam remeantes aliam, ne delatores) tanti
regis puniendi sitis.
. Deo gracias.
. *Kyrie eleison.*
. *Pro* *Preparatus ad missam*
. *oratione* Omnis terra adoret te, Deus
. *vadunt in chorum cantantes*
. *magna veneratione imaginem*
. *im imponunt.* A(ntiphona) : Ecce advenit.
. gentium. *Tropi.*
. ptor. A(ntiphona) : Ecce advenit. Jesus, quem
reg(es) (Hi)erosolymam requirunt dicen-
tes : Ubi est, (qui natus est rex Judaeorum? Vi)dimus
stellam eius in oriente et agno(vimus, regem regum esse
natum). Et regnum eius. Cui soli debetur honor
. (po)testas. Deus iudicium. Ipsi soli
omnipotenti
. no. gl(oria) patri. Qui credentes in se
. miserando. A(ntiphona) : Ecce advenit.
. tentissimus. *Item tropi.*
. virgine. A(ntiphona) : Ecce advenit. Olim
promissus
. (d)ominator dominus. Laxate vincula strictum
. enus. Et regnum.
. (*purificatione* Ma)rie post horam terciam scola
. hanc collectam. Or(atio :) Erudi quesumus,
Domine.

..... *cantor incipit* : Postquam impl. V(ersi-
 culus :) Obtulerunt puero etc.
 ia. *Gabrihele. Postea dicatur ista oratio*
 (*benedictio cerei fiat. Illa finita cantor incipit*)

Aus diesem neuen texte geht nun hervor, dass zwischen typus II und III ein besonderer typus liegt: Herodes, magier, schriftgelehrte — ohne botenrolle. die schriftgelehrten sind in der Lambacher feier schon anwesend, sie werden nicht erst geholt.

Die hier veröffentlichte feier stellt also ein neues entwicklungsglied, einen eigenen typus dar.

Ihn zu erschließen, hätte übrigens nahe gelegen. es ist einleuchtend, dass er psychologisch dem mit der botenrolle vorausgeht. daher bleibe ich bei meiner gruppierung der texte, wie ich sie mit dem texte der Lambacher feier schon vor 3 jahren an die Zs. eingesant habe:

- i. Officium stellae (Rouen).
- ii. Die magier bei Herodes (N.).
- iii. Herodes und die schriftgelehrten (Lambach).
- iv. Die plusscenen II und III vermittelt durch boten (die übrigen texte).
- v. Officium stellae + Officium pastorum (Freising und Orléans).

Zum schlusse will ich noch hervorheben, dass die arbeit von ANZ den eindruck großer sorgfalt macht und die litteratur im weitesten umfange heranzieht. zum kürzeren text von Nevers hätte AREINERS Tropengesänge und ihre melodien, Luxemburg 1887, der p. 33 den text bietet, genannt werden können.

Eine übersichtstabelle zur entwicklung des textes und ein gutes register sind willkommene beigaben.

Urfahr-Linz.

K. SCHIFFMANN.

Deutsche texte des mittelalters, herausgegeben von der kgl. preussischen akademie der wissenschaften. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1904.

Bd I. Friedrich von Schwaben, aus der Stuttgarter hs, herausgegeben von MAX HERMANN JELLINEK. XXII und 127 ss. gr. 8°, mit einer tafel in lichtdruck. — 4,40 m.

Bd IV. Kleinere mittelhochdeutsche erzählungen, fabeln und lehrgedichte. 1. Die Melker handschrift, herausgegeben von ALBERT LEITZMANN. XIV und 55 ss. gr. 8°, mit einer tafel in lichtdruck. — 2,40 m.

Rasch ist das unternehmen der königl. preussischen akademie der wissenschaften, die veröffentlichung deutscher texte des mittelalters in handschriftenabdrücken, gesichert worden. eine reihe wichtiger texte ist in bearbeitung, und mit den beiden hier angezeigten bänden sind nun auch die ersten ausgaben erschienen. sie geben gelegenheit, den plan der akademie in

seiner verwürklichung kennen zu lernen, und nun man solch übersichtliche abdrucke bisher nur in bibliotheken verwahrter litteraturwerke unmittelbar vor augen hat, kann man überblicken, wie sehr unsere kenntnis des mittelalterlichen geisteslebens durch derartige vorarbeiten gefördert wird. man sieht ein weites unbebautes arbeitsfeld sich eröffnen, eine fülle neuer probleme lockt zu erfolg versprechenden untersuchungen, aufgaben, die man in eine unberechenbare zukunft verschoben glaubte, rücken mit einem male näher und verlieren den schein der unlösbarkeit. für die kritischen bearbeitungen zb. von Strickers Fabeln, von Rudolfs von Ems Willehalm und Alexander, welche schon mehrfach in angriff genommen und niemals zu ende geführt worden sind, werden durch solche hss.-abdrucke grundlagen geschaffen, die dem künftigen herausgeber unendlich viel zeit und mühe ersparen.

Doch nicht nur als mittel zum zweck künftiger kritischer ausgaben, auch ihre selbständige berechtigung haben diese textabdrucke. indem sie die werke so wiedergeben, wie sie im mittelalter wirklich gelesen wurden, stellen sie historische documente, zeugnisse für den bildungsstand eines gewissen publicums dar. je mehr die subjectiv ästhetische beurteilung der mittelhochdeutschen litteratur sich zur objectiv historischen erweiterung hat, um so mehr müssen diese getreuen zeugen der vergangenheit in unserer wertschätzung steigen. somit ist es geradezu ein wissenschaftliches bedürfnis, einen teil unserer mittelalterlichen litteratur in solchen reinen textabdrücken zu besitzen. für die erforschung einzelner zweige sind sie außerdem direct unentbehrlich, so für die mhd. dialektforschung; eingehnde untersuchungen über die mhd. orthographie sind ohne ein umfangreiches, gedrucktes material mittelhochdeutscher originaltexte überhaupt unmöglich.

Für die einrichtung der abdrucke hat die akademie bestimmte, von Roethe ausgearbeitete vorschriften gegeben. im interesse der einheitlichkeit musten den herausgebern, bei möglichster wahrung der bewegungsfreiheit, gewisse allgemein bindende beschränkungen auferlegt werden. damit ist auch eine gewisse uniformierung der orthographie vorgeschrieben. so sollen rein orthographische eigentümlichkeiten 'wie zb. der gebrauch von *u* und *v*, *i* und *j*, *l* und *s*, *r* und *z*, *cz* und *tz*, von *ff*, *ff* im anlaut u. ähnl., nicht peinlich copiert, sondern sachgemäß geregelt und gemildert oder beseitigt werden'; 'abkürzungen sind aufzulösen'. aber wer in der geringfügigsten orthographischen erscheinung die äufserung einer bestimmten individualität zu sehen bestrebt ist, der wird doch in einem mit allem unsinnigen und allem ballast ganz buchstabengetreu wiedergegebenen abdruck immer einige kleine, charakterisierende merkmale finden. ein grofser schade wird dadurch nicht angerichtet und der philolog

sollte sich vor solchen schnörkeln nicht scheuen. es bleibt damit ein stück historischen costüms erhalten. in der humanistenzeit würkt der orthographische schwulst ja geradezu decorativ und ist ein zeichen einer gewissen zeitströmung. — aber auch aus gründen der textkritik wäre eine in allen kleinigkeiten genaue widergabe des originals oft wünschenswert. aus abkürzungen erklärt sich manchmal die entstehung einer falschen lesart. so ist fehlerhaftes *vnlange* aus *vñ lange* eher begreiflich als aus *vnd lange*, ein fehlerhaftes *nu* aus *vñ* eher als aus *vnd* und ein falsches *do* leichter aus *dc* als aus *daz*. auch die unterscheidung von *u* und *v* spielt unter umständen mit: fehlerhaftes *im* führt eher auf *nu* als auf *nv*; im 14, 15 jh. wurde ja ein absichtlicher unterschied gemacht zwischen *u* und *v*, indem *v* besonders vor *m* und *n* gesetzt wurde, gerade wie *y* statt *i* vor *m* und *n*. auch würde *cz*, sofern es von *tz* überhaupt zu unterscheiden ist, bestehn bleiben können, da damit der schreibung oft eine gewisse zeitliche und landschaftliche färbung verliehen ist. wer seinen sinn auf solche dinge einstellt, der empfindet es zb. schon, wenn in einer hs., die altes *ht* mit *cht* widergibt, zwischen sonstigen *nicht* ein *nicht* aus einer anderen hs. eingefügt ist (Leitzmann, Melker hs. nr vi 151 *nicht* aus P., nr i 127 *nicht* statt fehlendem *nicht*, da die Melker hs. sonst immer *nicht* schreibt). in sachen der orthographie hat sich denn auch Jellinek gegenüber diesen vorschriften grössere selbständigkeit gewahrt und die abweichung vom programm durch eine reihe beherzigenswerter gründe gerechtfertigt (s. xiv—xvii).

Die beiden vorliegenden textabdrücke können für die folgenden arbeiten als musterbeispiele dienen, zumal sie zeigen, wie trotz der gleichen arbeitsmethode in einzelnen fällen doch wieder eine andere behandlungsweise eintreten kann. denn die aufgabe lag nicht für beide herausgeber gleich, Jellinek hatte mit schwierigen handschriftlichen verhältnissen zu arbeiten, Leitzmann einen ziemlich sorgfältig geschriebenen text widerzugeben.

Bei der eigentümlichen überlieferung des Friedrich von Schwaben konnten zweifel bestehn, welche der hss. zum abdruck zu bringen sei. Jellinek hat sich mit recht für die der jüngern redaction angehörende hs. S entschieden, obgleich I die wichtigste hs. ist, weil I nicht einheitlich ist, sondern zwei bearbeitungen darstellt und von zwei verschiedenen schreibern abgefasst ist. mustergültig ist die sorgfalt in der beschreibung der hs. S, die pünctlichkeit in der darstellung ihrer orthographie, in der auswahl und verbesserung der lesarten. Jellinek hat sich sein ziel noch weiter gesteckt als die vorschriften der akademie verlangen, indem er nicht nur eine, sondern mehrere hss., I^a und I^b, H, M, reichlich zur kritischen ausbesserung des grundtextes S beizieht und indem er durch nachweis der entlehnungen,

die in dem gedichte sehr zahlreich sind, auf das litteraturgeschichtliche gebiet vorgedrungen ist.

Leitzmanns abdruck der Melker hs. bildet das erste heft einer folge von 'kleineren mhd. erzählungen, fabeln und lehrgedichten'. während Jellinek mit seiner behandlungsweise schon vorarbeiten für eine kritische ausgabe liefern konnte, war Leitzmann lediglich auf den abdruck der hs. beschränkt, deren fehler, die selten einschneidend sind, durch beziehung nur einer andern hs. gebessert werden konnten. mit recht wählte er dazu die Heidelberger hs. nr 341. aber nicht alle achtundvierzig nummern der Melker hs. hat er veröffentlicht, sondern nur diejenigen gedichte, welche bis jetzt noch nirgends gedruckt sind, das sind achtundzwanzig stücke. statt der schon bekannt gemachten nummern (in Hahns Kleineren ged., Docens Misc., Lassbergs LS., Pfeiffers Ad. übungsbuch ua.) sind in der einleitung die abweichungen der Melker hs. von diesen gedruckten stücken gegeben. nach dem oben vertretenen standpunct über den wert von hss.-abdrücken ist dies zu bedauern. wir haben so eben kein ganzes bekommen, und der abdruck trägt somit mehr einen provisorischen charakter, während die vollständige widergabe auch nach einer kritischen ausgabe selbständige bedeutung behalten hätte. und die Melker hs. hätte eine ungeschmälerte widergabe wol verdient. es lassen sich zb. beobachtungen hinsichtlich der orthographie anstellen, die nicht ohne wert sind. so ist *heilig* mit *ei* geschrieben auch in denjenigen teilen, wo mhd. *ei* sonst zu *ai* geworden ist; *s* oft für *z* im auslaut und umgekehrt (der grund für diese sehr geläufige vermischung von *s* und *z* im auslaut ligt wol darin, dass in dieser stellung beide laute tonlos gesprochen wurden und darum zusammenfielen, während im inlaut *s* tönend, *z* tonlos war); *y* für *i* nur einige male in *hymel*, *eysen* und in den fremdwörtern *ley(e)*, *paradys* ua.; zu solchen statistischen sammlungen ist aber die ganze hs. nötig. — manchmal wird man im zweifel sein können, ob die zweite hs. beigezogen werden sollte oder nicht. so konnte der positiv *vaste* in *vaste . . . denne* 2,84 bleiben, da er nicht sprachwidrig ist (gegen *vaster* P), vgl. Kraus Zs. f. d. österreich. gymn. 43, 1104; andererseits konnten verbesserungen nach P eingeführt werden in 26, 54: *gebosert* P statt *geloset* M, vgl. V 72 (oder ist *geboset* das ursprüngliche? vgl. oben *vaste* und *vaster*, und Hahn Klein. ged. 12, 345, wo V *boesern*, P aber *bosen* hat); 28, 34 *geklaffet* P statt *geschaffet* M, vgl. *klefte* V 20; = 16, 69 hat P nicht *waz* sondern *Was*, 11, 87 hat P nicht *triwe* sondern *trewe*, 24, 220 nicht *rewe* sondern *riwe*, 26, 38 fehlt *und* in P, 24, 238. 242. 253 ist *dich* M recht und nicht in *mich* P zu ändern: V 263 hat P richtig wie M *si geachten nie uf din gebot*, wonach also auch 253 mit M zu lesen ist *si geachten nie nicht uf dich*.

Seit abfassung dieser anzeige sind noch weitere bände der 'Deutschen texte des mittelalters' erschienen, das unternehmen wird energisch gefördert und schreitet rüstig vorwärts. noch andere, für die erforschung unserer mittelhochdeutschen litteratur und sprache höchst notwendige aufgaben könnten ebenfalls auf diesem wege des zusammenwürkens, und erfolgreich eben nur auf diesem, gelöst werden, aufgaben die, im gegensatz zu diesen aufs weite gerichteten zielen, mehr auf die vertiefung in die einzelerscheinung giengen, wie sonderwörterbücher und reimregister zu den hervorragenderen denkmälern der mittelhochdeutschen litteratur.

Heidelberg.

G. EHRISMANN.

Das leben der schwestern zu Töss beschrieben von Elsbet Stigel samt der vorrede von Johannes Meier und dem leben der prinzeßin Elisabeth von Ungarn. hg. von FERDINAND VETTER. mit zwei tafeln in lichtdruck und einer nachbildung der platte des fürstengrabes von Töss. [Deutsche texte des m.a.s hg. von der kgl. preufs. akademie der wissenschaften.] Berlin, Weidmannsche buchhandl., 1906. xxvi u. 133 ss. 8°. — 5 m.

Elsbeth Stigels schrift über das Leben der schwestern zu Töss, die bisher nur auszugsweise bekannt war und vor kurzem von ESchiller in seiner durch Vetter angeregten Berner dissertation (Das mystische leben der ordensschwestern zu Töss bei Winterthur, Zürich 1903) nach ihrer psychologischen seite hin gewürdigt worden ist, erfährt in der vorliegenden publication einen vollständigen abdruck nach der SGaller hs. 603. daneben hat auch eine unter bruder Johannes Meier (1422—1485; die über ihn s. XIII anm. zusammengetragene litteratur wird nun ergänzt und berichtigt durch Zs. f. d. gesch. des Oberrheins. n. f. 21, 504 ff; Michael Gesch. d. deutschen volkes III 168 anm. 2) zu stande gekommene md. in einer Nürnberger hs. enthaltene redaction berücksichtigung gefunden; aus dieser werden s. 1—11. 95—98 (121) die besondere einleitung sowie der vom leben der mutter Seuses handelnde 'beschluss' mitgeteilt; die abschnitte sind nach dem Seusenbuch der EStigel selbständig von Meier componiert. über sonstige abweichungen seiner redaction s. s. XVI f. in zweifelfällen konnte auch eine Überlinger hs. herangezogen werden, doch ist in ihr die ursprüngliche wir-form mehrfach und sehr inconsequent in die dritte person abgeändert worden. auf das Schwesternbuch folgt in diesen drei alten hss. die legende der königstochter Elisabeth von Ungarn. die verhältnismäßig umfangreiche vita rührt sicher nicht von EStigel her, wie auch Vetter jetzt in der einleitung s. XVII annimmt, während er in den anmm. zum text s. 99 und 117 seine früher (Ein mystikerpaar s. 53) ausgesprochene bejahende ansicht, die auch Preger teilte, noch nicht völlig preisgeben zu müssen glaubte. schon die der Elisabeth-legende vorausgehende letzte vita (nr 33)

im Schwesternbuch weist 'spuren einer fremden fortsetzung oder nachträglichen fremden redaction' auf, und es fragt sich nur, wie wir es uns zu erklären haben, dass EStagel selbst gerade diese vornehmste insassin des klosters übergangen haben sollte. folgendes scheint mir dafür erwägenswert: die nrr 1—31 enthalten die lebensbeschreibungen älterer verstorbener schwestern (nrr 1—25 nonnen, nrr 26—31 laien-schwestern), die EStagel nach schriftlichen aufzeichnungen und mündlichen berichten der älteren klostermitglieder zusammengestellt hat, der jüngeren generation zum vorbild (16, 1—20). die viten der nonnen werden mit den worten *Dar hellff uns Got allen durch die liebi siner kind und unser geminten schwestern. Amen* (79, 9 ff) beschlossen, desgleichen die der begnadeten laien-schwestern mit *Dar helff uns Got allen! Amen* (86, 29), dann folgt in nr 32 ein nachtrag aus eigener erinnerung über eine inzwischen gleichfalls verstorbene schwester, eingeleitet durch den satz: *Ich hat begird zü unserm heren das ich im möcht gedienen an sinen fründen. Das fügt er mir also das mir zü sinn kam zü schriben von gütten und sälgen schwestern übung und von sunderlicher offenbarung der gnaden, so unser her tet, der ich dik vor mir hort sagen. Und do ich aines tages sass und schraib von unsren sälgen schwestern, als man an disem büch wol gehoret hat, do fügt es sich von geschicht das die tugenthaft schwester Elisabet Bechlin zü mir kam. Nun het ich gern etwas von ir gewist, und bracht es mit bedachten worten darzü das sy mir ward sagen* (86, 31 ff). dieses büch, die vorlage der SGaller hs., hat nach der Staglin tode (93,5) in nr 33, der vita der Elsbet von Cellinkon, eine fortsetzung von anderer hand erhalten unter verwertung von notizen, die sich EStagel auf grund persönlich empfangener aussagen jener schwester gemacht hatte; EStagel ist die *schwester die dis* (das Schwesternbuch) *schraib* (90, 21), *die dis alles von ir schraib* (91, 21 f. 93, 5)¹. an nr 33 endlich reiht sich die Elisabet-legende an. wenn trotz dem hohen geburtsrang EStagel mit keiner silbe die ungarische königstochter erwähnt, so scheint mir die einleuchtendste erklärung die zu sein, dass Elisabeth von Ungarn zur zeit, als EStagel ihr werk schrieb, noch am leben war, die vitensammlung aber nur 'vergangene heilige' (Seuse ed. Denifle I 142) schwestern, insbesondere die älteren berücksichtigte, *die vor uns warent und och by unsren zitten sint gewessen* (16, 10). ich wüste auch nicht, was nötigte, die abfassung des Schwesternbuchs später als 1336, das todesjahr der Elisabet von Ungarn, anzusetzen; schon

¹ mit diesen stellen ohne weiteres 94, 32 f *die schwester die dis von ir geschriben hat*, die *dienerin* der Elsbet von Cellinkon bei deren tode, zu verbinden, scheint gewagt; sollte aber wirklich anderseits das hier gewählte perfect gegenüber dem praeteritum der andern stellen auf absicht beruhn und auf die redigierende schreiberin zu beziehen sein?

Greith datierte die zeit der abfassung 1330/5, während Preger (Die briefe HSusos s. 16 f) 1340 annahm, ohne dass seine gründe einer nachprüfung stich halten. es ist nicht überflüssig dies hervorzuheben, da die zeitbestimmung des Schwesternbuchs auch für die chronologie Seuses von bedeutung ist.

S. XXI ff hat der herausgeber die wichtigsten sprachlichen eigentümlichkeiten aus der SGaller und Nürnberger hs. zusammengetragen, dem text eine große zahl orientierender anmerkungen beigegeben, für die er sich namentlich in die geschlechterkunde seiner engeren heimat zu vertiefen hatte: wir erhalten über die familien der Tösser klosterinsassen meist erschöpfende auskunft.

Von einzelheiten möge hier folgendes berührt werden. s. VIII. XII. die Vierzig myrrhenbüschel begegnen auch sonst hs.lich noch öfter: Mayhingen Deutsche hss. I 8^o 44 bl. 145^a; Wolfenbüttel 83 Aug. 8^o. 5. 158. Aug.; Berlin ms. germ. oct. 30 (nach gütiger mitteilung von dr Bihlmeyer in Tübingen). — s. XIII. das Schwesternbuch von Diefenhofen hat Birlinger nicht nach der Nürnberger, sondern nach der Frauenfelder hs. (s. XIV) herausgegeben. — s. XVIII u. 121 anm. ist als todestag der Elisabet von Ungarn der 31 oct. 1336, s. 100 anm. der 6 mai 1337 genant, das erste datum ist das richtige. — 13, 22 anm. die nähere tagesbestimmung würde erst auf das folgende jahr 1334 passen. — 14, 26 la. 83, 27 anm. finden wol durch 97, 15 ihre einfachste erklärung: die messe mit ihrem gesang erweckt schon an sich die rührseligkeit, vgl. auch Schiller aao. s. 43 — 39, 21 anm. dass mit bruder Berchtold der übersetzer der Summa confessorum des Johannes von Freiburg gemeint sei, ist mir aus zeitlichen gründen nicht wahrscheinlich: die schwester, in deren vita jener bruder begegnet, war bereits 38 jahre verstorben, als EStagel an ihrem werke schrieb; es wird sich um einen älteren br. Berthold handeln, träger dieses namens aufser dem genannten und dem sicher nicht in frage kommenden Berthold von Regensburg kennt die mystische litteratur auch sonst noch, vgl. Bach Meister Eckhart s. 184 anm. 23. — 46, 9 lis *und kund doch nit latin un tüscht* ('ohne deutsch', s. im wortverzeichnis unter *un* und s. XXIII, oder *untüscht* 'unverdeutsch') *verston?* — 52, 27. *das dir got ergas* hätte ins glossar aufgenommen werden sollen, vgl. Grimm Gramm. IV 175. — 52, 29 anm. in der verwünschung *flüch du bësses fustüch* eine anspielung auf eine stelle bei Seuse zu sehen (s. auch Schiller aao. s. 71 anm. 1), ligt kein grund vor, vgl. Schmidt Historisches wörterbuch der elsäss. mundart s. 115; Deutsches wb. IV 1, 1, 1056; Mystiker II 169, 18. — 61, 35 lis *recht mit stossen?* — 67, 1. bruder Wolfram *únsere profncial* bekleidete dies amt 1269—1272, s. Jundt Histoire p. 287; mit ihm wird man vielleicht 'bruder Wolfart den provincial' identificieren dürfen, von dem die Adelhäuser viten-

sammlung eine predigt enthält, s. König Die chronik der Anna von Munzingen, Freiburg 1880, s. 63 f; Krebs in der Festgabe HFinke gewidmet, Münster 1904, s. 53. — 71, 2 anm. u. s. 133. der provincial bruder Hugo wird vielmehr mit Hugo von Zürich 1300—1303 zu identificieren sein, Jundt Histoire p. 288; von dem Konstanzer lesemeister Hugo, den Vetter nennt, rühren wol die beiden Zs. f. d. ph, 9, 29 ff. abgedruckten predigten her. — 78, 3 lis *mit irem müttwill(eg)en schall?* — 81, 34 ob *betendent*, präet. von *betten* 'das bett bereiten', würrklich unbeanstandet bleiben kann, ist mir fraglich. — 83, 28 f *un mal* 'außerhalb der festgesetzten zeiten' erklärt das glossar; vielleicht bedeutet *mal* hier schon 'mahlzeit'. — 90, 22 doch wol *hie ze töss.* — 90, 24 vor *ist* scheint ein wort (*geachtet?*) ausgefallen zu sein.

An Veters wortverzeichnis hat schon Behaghel Litteraturbl. 1907, 56 f einige ausstellungen gemacht. ich trage meinerseits noch folgendes nach: *ane* als fem. 'großmutter' 35, 4; *arbeit-selig* auch 4, 26; *bank* m. 88, 17; *bewerrd* 80, 34 bezeichnet eigentlich die vernehmung mit den sterbesacramenten (Schmidt Histor. wb. der elsäss. mundart s. 37; Schwäb. wörterb. I 988), hier wol einfach 'communion'; es wird zu lesen sein *untz das [sy] die b. anfieng* oder *untz das sy die b. enpfieng*; *danknem* auch 24, 17. 81, 25, *danknemlich* 84, 33; der *grosse dunstag* 'grün-donnerstag' heißt nach Adelung auch 'der hohe donnerstag' (Deutsches wb. II 1253), worauf Veters von Behaghel beanstandete übersetzung 'hohendonnerstag' zurückzuführen sein wird; *entliben* auch 40, 19 'schonen'; *entpfenklich* steht 98, 33; *fransmütikait* 111, 28 bedeutet hier 'wolleben, glück' wie Wackernagel Altd. pred. s. 513 und ist verderbt aus *franspuoticheit*, s. Lexer III 489 und nachtr. sp. 397; Beiträge 11, 108. Veters erklärungsversuch ist abzuweisen; *genuch(t)samklich* auch 45, 4. 55, 21. 83, 26; *gesellin* bedeutet 40, 32. 62, 8 dasselbe wie 61, 21; *haimlich* auch 62, 25. 67, 21. 80, 13; *heben*: *hettin* steht 85, 21, vgl. auch 53, 18 *und hat ir hend — uff*; *pilder* steht 121, 10; *regelfasten*: sie dauerte vom 14 sept. bis ostern; *reisslich* auch 5, 17; *rekolter*: lis 14, 22; *riechlich* wol = *richlich* 'rachsüchtig' s. Schmidt Histor. wb. d. elsäss. mundart s. 281; zu *sengerin* vgl. die ausführungen im Ämterbuch, s. König Chronik der Anna von Munzingen s. 72; *strak*: lis *mit fünf strakvenjen* 46, 5 vgl. 61, 37? über die *gestrakte venie* s. Schmeller² II 808; Schweiz. idiotikon I 834; Anz. v 264; Seuse ed. Denifle I 30 anm. 63 anm.; *tafel*: es handelt sich um das hölzerne brett, das beim sterben einer schwester geschlagen wird, um den convent zusammenzurufen, s. Schröder zum Büchlein von der genaden uberlast 9, 1; Anna von Munzingen s. 27 anm. 7, s. 72 anm., s. 86; *undergang* steht 121, 11 und bedeutet 'unterwürfigkeit, unterordnung' mit rücksicht auf die hohe geburt der Elisabeth von Ungarn; *ungeleichet*: Behaghels ausstellung gegenüber sei bemerkt:

Seuses vater war 'der welt kind' (Denifle Seuse I 37), der ganze passus ist aus Seuse (ed. Denifle I 209) entlehnt; *unlidig* auch 70, 12. 112, 11; *wunder*: warum nicht einfach mit 'verwundern' übersetzt? *zipelin* doch wol zu *zipfel*, also 'spitzchen, teilchen'. aufnahme hätten noch folgende wörter verdient: *entsitzen* = *entsetzen* 'vom sitz aufscheuchen' 104, 25; *geding han mit* 'anwartschaft haben auf' 92, 11; *günlichen* = *güetlichen* gloriare 44, 7; *leibkrank* 'kränklich, leidend' 9, 19; *lieblos* 'leiblos' 91, 4, 'entrückt' 94, 31; *maslaidig* 'überdrüssig, sich ekelnd vor' 81, 16; *mintrehen* 29, 23, *niderträchtig* 'gering geschätzt' 90, 26; *sunderwerk* im gegensatz zur arbeit, die der allgemeinheit, dem ganzen kloster zu gute kommt 14, 25; *süssmütig* 'liebreich' 35, 16; *tob* 'unsinnig, irre' 87, 29; *ungefellelich* nicht gefallend, misfallend' 56, 13; *ungewärlich* 'unsicher, gefährlich' 83, 8; *unlustsam* 'nicht verlockend, widerwärtig' 20, 20; *fil wunder gern* 92, 2; *fil wunder we* 93, 32; *wunsches gewalt* 58, 8; *wurmüt* 'wermut' 62, 27.

Halle a. S.

PHILIPP STRAUCH.

D. Martin Luthers werke. kritische gesamt Ausgabe. 10 bd, dritte abteilung. Weimar, HBöhlaus nachf., 1905 (xcvi und 446 ss.). — 32 bd, 1906 (LXXXV und 569 ss.). — Die deutsche bibel. bd 1. mit vier nachbildungen Lutherischer hss. 1906 (xxiv und 639 ss.).

Da es das erste mal ist, dass in diesem Anzeiger auf die Lutherausgabe hingewiesen wird, möchte es sich wol gebühren, zusammenfassend über die geschichte dieses grofsen, auch für unsre wissenschaft so wichtigen unternehmens zu berichten und der arbeit der gelehrten, die ihm ihre kraft gewidmet haben, dankbar zu gedenken. doch fehlt es dem unterzeichneten zur zeit an mufse, und so bittet er um die erlaubnis, sich auf eine kurze anzeige der drei jüngst erschienenen bände zu beschränken¹.

Bd 10³ enthält die predigten des jahres 1522, bd 32 die des jahres 1530, auferdem die wochenpredigten über Matth. 5—7, die Luther in vertretung Bugenhagens, als 'lückenbüfser', wie er sagt, vom november 1530 bis in den märz 1532 gehalten hat. aus dem jahre 1522 sind uns 64 predigten überliefert, aus dem jahre 1530, abgesehen von den wochenpredigten, nur 35. der unterschied, der noch erheblich gröfser sein würde, wenn die überlieferung des jahrganges 1522 vollständig wäre, erklärt sich teils daraus, dass Luther fast die hälfte des jahres 1530 von Wittenberg abwesend war, teils daraus, dass er sich eine zeit lang aus unlust des predigtamtes enthielt (32, xvii). — die quellen auf denen die ausgabe der predigten beruht, sind anfangs vorzugsweise gleichzeitige drucke, später handschriftliche aufzeichnungen, namentlich Rörers. die predigten des jahres 1522 sind

¹ inzwischen ist ein neuer band (10²), der erste den Drescher heraus gegeben hat, erschienen.

fast sämtlich nur in drucken überliefert, 1523 halten sich gedruckte und handschriftliche überlieferung fast die wage, dann treten die drucke einzelner predigten immer mehr in den hintergrund. von denen des jahres 1528 ist keine gleichzeitig gedruckt, von denen des jahres 1529 nur eine, von den 35 predigten des jahres 1530 nur drei: nr 6, 11, 14 (10³, ix). der grund ligt teils darin, dass seit 1527 Luthers kirchenpostille erschien, teils aber auch wol darin, dass, nachdem seine lehre in zahlreichen schriften verbreitet war, der einzelnen predigt weniger bedeutung beigemessen wurde als in den ersten jahren. da die alten gesamtangaben der Lutherschen werke fast nur vorher gedruckte predigten aufnahmen, sind die des jahres 1530 erst spät wider ans licht gezogen, die meisten erscheinen in dem vorliegenden 32 bd zum ersten mal. — welchen anteil die einzelnen mitarbeiter (Buchwald, Götze, Koffmane, Weidling, Brenner) an den beiden händen haben, hat der herausgeber Pietsch in den vorworten angegeben. die umfangreichen einleitungen erörtern, wo und unter welchen umständen Luther gepredigt hat, und begründen das bei der bearbeitung und ausgabe beobachtete verfahren. sie verzeichnen und beschreiben die quellen aus denen geschöpft ist, geben an, aus welchen werkstätten die drucke hervorgegangen sind, in welchen bibliotheken sich exemplare befinden, und untersuchen, wie sich die verschiedenen drucke zu einander verhalten. auch ihre orthographischen und sprachlichen eigentümlichkeiten sind in der einleitung behandelt, sodass der den texten beigegebene kritische apparat sich auf die wesentlicheren abweichungen beschränken konnte.

Besonders eingehend sind die acht ersten predigten des jahres 1522 behandelt, durch die Luther den aufruhr dämpfte, den Karlstadt und Gabriel Zwilling während Luthers aufenthalt auf der Wartburg erregt hatten. sie sind in doppeltem text in die ausgabe aufgenommen, einmal nach den alten drucken, von denen einer in Mainz bei Schöffler, 5 in Augsburg erschienen (3 bei Steiner, 2 bei Nadler); sodann nach der bearbeitung Aurifabers (1564). denn auch dessen text verdient widergegeben zu werden, da er fast zwei jhh. die einzige quelle der bekanntschaft mit diesen predigten geblieben und bis in die neueste zeit auch in der wissenschaftlichen litteratur entweder bevorzugt oder doch wenigstens den alten drucken gleich geachtet worden ist. ein drittes, handschriftlich erhaltenes stück, das zu diesen predigten in engster beziehung steht, ist in der einleitung s. LVIII herausgegeben und ausführlich behandelt. die ansichten über die bedeutung und den zweck dieser aufzeichnung sind geteilt. vielfach hat man es für einen brief gehalten, den Luther von der Wartburg aus an seine Wittenberger gerichtet habe, Bossert kommt in den Studien und kritiken 1897 s. 363 f

zu der ansicht, es sei ein an Zwilling gerichteter brief, Pietsch sucht darzulegen, dass es ein von Luther selbst vor den predigten abgefasster entwurf sei, der wahrscheinlich unvollendet blieb. ich halte es für unmöglich, dass Luther das schriftstück abgefasst habe, und glaube, dass schon ein punct genügt, um dies zu zeigen.

Luther unterscheidet in diesen predigten, und kommt immer wider darauf zurück, zwischen dingen, die Gott zu halten geboten, und solchen, die er den menschen frei gelassen hat. an Gottes wort und dem wahren christenglauben solle man unverbrüchlich festhalten jedermann zum trotz; aber ob man essen und trinken oder fasten, ein weib nehmen oder unverehelicht bleiben, heiligenbilder aufstellen soll oder nicht, darüber und über anderes habe Gott nichts bestimmt. in solchen dingen solle man also jeden gewähren lassen und keinen zwang üben; so verlange es die christliche liebe, in der sich der wahre glaube betätige. durch ein gleichnis weist er diese gedanken anschaulich zu machen (10³, 7, 9f). die sonne hat glanz und wärme. der glänzende sonnenstrahl hat seine vorgeschriebene bahn, und kein könig ist so stark, dass er ihn 'lenken' (dh. biegen) kann; aber die wärme breitet sich aus, auch wo der strahl der sonne nicht hinfällt. unbeweglich wie der glanz der sonne soll das wort Gottes und der wahre glaube in unserem herzen sein; aber die liebe biegt sich und folgt dem nächsten. diese gedanken sind in dem bruchstück mit folgenden worten widergegeben (s. LXIII 119) : *die sonn hatt den glantz und die werme oder hitz : den glantz kan weder keyser noch künig biegen, also das wort soll nyemands weichen* (trans. = weichen machen, ablenken), *aber die werme kann man wol fliehen und in den schatten geen. also thüt die liebe, die weycht* (intrans.) *dem nechsten, so offft es not ist.* offenbar hat der schreiber das gleichnis nicht verstanden. was er vom glanz sagt ist richtig, das folgende aber wider den sinn; Luther kann es nicht geschrieben haben. es bleibt also nur die eine, auch von Bossert schon erwogene möglichkeit, dass diese aufzeichnung eine bearbeitung der Lutherschen predigten enthält, und zwar eine sehr freie. denñ so unverkennbar der vf. aus Luthers predigten geschöpft hat, so folgt er ihnen doch nicht, sondern gibt die gedanken in selbständiger aneinanderreihung und verbindung (vgl. s. LXXff). der text der gedruckten predigten hat dem vf. sicher nicht vorgelegen; vermutlich hat er sie gehört und aus dem gedächtnis und einzelnen notizen sein werk gestaltet¹. — einen schluss auf die zeit und den zweck der arbeit gestattet vielleicht der umstand, dass in ihr nur gedanken der vier ersten predigten benutzt sind. der gedanken-

¹ über die willkür, mit der Luthers predigten oft behandelt wurden, vgl. s. XLII und die einleitende bemerkung zu nr 33 (s. CXII); ferner das vorwort zu bd 32 s. III.

kreis der vier andern, in denen Luther vom sacrament handelt, wird nicht berührt, nur einzelne ausdrücke und wendungen erinnern an sie (vgl. z. 42 und s. 56, 4; z. 48 und s. 46, 8). hiernach möchte ich vermuten, dass das schriftstück abgefasst ist, nachdem Luther seine schrift 'Von beider gestalt das sacrament zu nehmen' veröffentlicht und damit den wesentlichen inhalt der vier letzten predigten durch den druck bekannt gemacht hatte. durch die bearbeitung der vier ersten wollte unser vf. Luthers schrift gewissermassen ergänzen.

So wenig das bruchstück als eine authentische schrift Luthers anzusehen ist, so ist es doch als ein selbständiges zeugnis für Luthers worte nicht unwichtig. es ermöglicht ein urteil über den wert der im druck erschienenen aufzeichnungen und zeigt, dass auch sie keineswegs ein treues bild von Luthers predigten geben. auf eine stelle, die verdacht erregen muss, hat Pietsch schon hingewiesen. am ende des bruchstücks wird die mahnung ausgesprochen, dass man einem, der fasten für geboten erachte, nicht durch fleisshessen ärgernis bereiten solle (z. 124): *was solts mich beschweren, das ich fisch esse? meinem nechsten zu güt wölt ich doch wol ein grössers thün so es jm zu güt keme. also kan ich meynen feinden (wenn jr bekerung zu hoffen ist) und den schwachen dise kappen wol zu güt tragen und soll mich nit beschweren.* — 'diese kappe!' 'so kann', bemerkt Pietsch s. LXIX mit recht, 'nur ein redner sprechen, mit der hand hinweisend auf das kleid das er trägt'¹. es ist wol nicht zu bezweifeln, dass Luther diese lebendige wendung gebraucht hat; aber in den drucken findet sie sich nicht; da heisst es farbloser (24, 6 f): *wer es on schaden thün kan und zû liebe dem nechsten ein kappe tragen oder platten, die weyl dirs an deinem glauben nit schadet: die kappe erwürget dich nicht, wan du sie schon trägest*². — wichtiger ist eine andere stelle. Luther empfiehlt seinen anhängern nachsicht und geduld gegen die, welche noch geringe einsicht haben, damit sie durch ungestümes vorgehen nicht abgeschreckt werden. *Wir haben noch vil schwester und brüder, die zu leyptzick, jm land zu Meyssen und sonst umher wonen, die müssen wier auch mit zu himmel haben. Ist yetzt wol hertzog Görg und vil ander, hierüber bewegt, auf uns zornig, dennoch sollen wier sye tragen und das beste von inen hoffen. es ist möglich, das sye besser werden denn wier seyen.* so heisst es in dem bruchstück z. 43f. in den drucken entspricht s. 7, 6—8: *(die sach ist wol güt, aber das eylen ist zû schnell), denn*

¹ Karlstadt hatte am weihnachtsfest in der stiftskirche das abendmahl ohne vorangehende beichte und ohne priesterkleid ausgeteilt.

² beachtenswert ist, dass auch Aurifaber 'diese' hat. sollte ihm nicht doch noch anderes material zur verfügung gestanden haben als die uns bekannten drucke? den lateinischen text in Witt. tom. lat. VII (1557) 273 kann ich leider nicht vergleichen.

auff jenner seyten sind auch noch brüder und schwester, die zü uns geborn (lis gehorn), die müssen auch noch herzü. der allgemeine gedanke ist derselbe; aber der hinweis auf Leipzig und Meissen und den herzog Görg fehlt. soll der vf. des bruchstücks ihn hinzugefügt haben? oder ist es nicht wahrscheinlicher, dass er in den drucken ausgeschieden ist? in einer predigt an die Wittenberger waren diese individualisierenden züge natürlich und wirksam; den druckern in Mainz und Augsburg, die einen andern und weitem leserkreis im auge hatten, mussten sie eher störend als förderlich erscheinen. warum sollte nur der brüder und schwestern in Leipzig und dem lande zu Meissen gedacht werden? und was ging sie herzog Görg an? nein! die drucke geben gewis die wesentlichen gedanken Luthers wider, aber von der lebendigen anschaulichkeit, der frischen und hinreisenden kraft, die sein wort gehabt haben muss, geben sie in ihrer oft unbeholfenen, zuweilen unverständlichen ausdrucksweise nur ein trübes abbild. mit den reden wie sie überliefert sind, hätte Luther schwerlich die wilden wogen des aufruhrs nieder-gezwungen.

Eine ähnliche bedeutung, wie Pietsch der aufzeichnung aus dem jahre 1522 beimisst, hätte nach der vermutung Koffmanes (32, 545) ein anderes stück gehabt, das schon in der Jenaer ausgabe unter der überschrift: *Feine christliche gedanken der alten heiligen veter etc.* — nicht 'des alten heiligen vater', wie s. 545 gedruckt ist — herausgegeben ist und, wie er richtig erkannt hat, offenbar mit der 6 predigt des jahres 1530 zusammenhängt. er meint, eine vermutlich lateinisch abgefasste meditation Luthers liege dem schriftstück zugrunde. aus den lateinisch beibehaltenen teilüberschriften 'necessitas', 'causa', 'precium' sei die dispositionsniederschrift noch kenntlich. wahrscheinlich habe Veit Dietrich eine abschrift von Luthers aufzeichnung genommen, oder ein anderer habe sich später aus Luthers notizen das blatt verschafft und es in deutscher sprache widergegeben; auch könnte wol beim abschreiben des zettels einiges verloren gegangen sein. eine nachträgliche, summarische inhaltsangabe der predigt liege offenbar nicht vor; die würde den gang der predigt inne gehalten haben. nur der prediger selbst könne sich so von seiner aufzeichnung entfernen und doch wider zurecht finden. man sehe deutlich, dass Luther sich nicht an das concept gehalten habe. die einleitung, die im reformationszeitalter immer noch oft gebrauchte allegorie vom grünen und durren holz, habe er bei der predigt weggelassen und überall greife er über den entwurf hinaus. — also eine von Luther aufgezeichnete meditation in lateinischer sprache; dann einerseits, von fremder hand, eine übertragung ins deutsche, vielleicht verstümmelt, und anderseits Luthers predigt, die sich nicht an die meditation hält: unter solchen voraussetzungen ist viel möglich, aber wenig zu beweisen.

mir fehlt das zutrauen zu diesen combinationen. ich sehe in dem stück nur zusammengestoppelte, lose an einander gereihete, vielfach undeutliche sätze und vermag trotz der überschriften von einer disposition nichts zu erkennen. ein misverständnis, das Luthers autorschaft ausschliesse, kann ich zwar in dem kurzen stück nicht nachweisen. auffallend ist mir jedoch der ausdruck *das heilige creutz* in dem satze (547, 33): *zu dem dienet das heilige creutz zu ubung des glaubens, zur krafft des worts*. auch Luther spricht mit beziehung auf das kreuz Christi vom heiligen kreuz (28, 23. 29, 12). aber für das kreuz von dem er predigen will, für das leiden das Gott den menschen auferlegt, will der ausdruck nicht passen, und so sollte er in dem angeführten satze ebenso wenig gebraucht sein wie in der predigt 28, 26. 29, 18. 29, 33. 30, 2. 13f. 31, 30. 34, 24. 35, 1. 18. 36, 9. 16. 38, 25. 39, 1, wo Luther immer nur kreuz sagt.

Mit besonderer freude ist der erste nun endlich erschienene band der Bibel zu begrüßen. schon im jahre 1888 war dem herausgeber die besorgung der Bibelübersetzung von der Luthercommission übertragen worden. aber da er im jahre 1890 die gesamtleitung der Lutherausgabe übernahm, wurde durch die hiermit übernommenen pflichten 'die sorge für die herausgabe der Bibelübersetzung notwendig in den hintergrund gedrängt und nur eine allerdings nie aussetzende aufmerksamkeit auf alles, was dazu in beziehung stand, gestattet' (s. v). mit der kritischen ausgabe der gedruckten Bibel, die den meisten besonders erwünscht sein wird, ist auch jetzt noch nicht der anfang gemacht. der vorliegende 1 bd beruht ganz auf handschriftlichen aufzeichnungen, auf Luthers eigenen niederschriften, wie er sie einst in die druckerei gehn liefs. denn, sagt der herausgeber (und wer möcht ihm nicht beistimmen), 'eine wissenschaftlich genügende und der christlich-religiösen wie nationalen bedeutung ihres gegenstandes würdige ausgabe der Bibelverdeutschung Luthers dürfe auch an dessen eigenhändigen niederschriften nicht vorübergehn'. vollständig sind die manuscripte nicht erhalten; vom neuen testament, so viel sich hat ermitteln lassen (s. vi), leider gar nichts, von dem alten aber weit über die hälfte. der erste bd bietet, was von den handschriften des zweiten und dritten teils des alten testaments, die 1523 und 1524 erschienen, auf unsere tage gekommen ist. 301 blätter in dem herzoglichen haus- und staatsarchiv in Zerbst und 143 blätter in der königlichen bibliothek in Berlin. die bearbeitung bot nicht geringe schwierigkeiten. 'als übersetzung eines textes, dessen schwierigkeiten beim ersten wurf oft gar nicht oder in einer später ungenügend erscheinenden weise überwunden werden konnten, sind diese hss. ganz anderer art als die meisten autographe von Luthers eigenen schriften. was in diesen so gut wie nie vorkommt, dass Luther sich die wahl des ausdrucks noch vorbehält,

ist hier nicht selten, und wol nie hat Luther eine eigne schrift später so genau und sorgfältig durchcorrigiert wie die übersetzung des 2 und 3 teils des alten testaments'. dazu kommt noch, dass die hauptcorrectur mit sehr blasser roter tinte vorgenommen ist. doch ist es dem bearbeiter, prediger Thiele in Magdeburg, auch hier gelungen, 'die zahlreichen geänderten oder ganz gestrichenen wörter fast überall zu entziffern.' diese änderungen, die dem bearbeiter seine aufgabe erschwerten, machen aber gerade den wert dieser niederschriften Luthers aus. sie gewähren einen einblick in seine arbeit und stellen 'eine bisher unbekante vorstufe seiner bis nahe an den tod nicht mehr aussetzenden heissen bemühungen um die beste verdeutschung des bibelwortes dar.' der bearbeiter und der herausgeber haben keine mühe gespart, 'von der beschaffenheit der hss. im ganzen und ihren einzelnen stellen ein so genaues bild zu geben, als es sich ohne photographische oder typographische nachbildung geben lässt.' von je zwei blättern der beiden hss. konnten solche nachbildungen beigefügt werden. über die einrichtung der ausgabe, über die beschaffenheit und geschichte der hss. und über Luthers arbeit an den beiden veröffentlichten teilen des alten testaments gibt die einleitung auskunft. die übrigen hss. der Bibelübersetzung sollen den 2 bd eröffnen. dieser soll außerdem alles aufnehmen, was an actenstücken und zeugnissen zur geschichte der Bibelübersetzung vorhanden ist. eine gesamt-bibliographie der Lutherbibel 1522—1546 soll ihn beschliessen.

Die leitung der Lutherausgabe hat Pietsch am 1 april 1906 niedergelegt; professor Drescher ist an seine stelle getreten. das vorwort des 32 bandes ist das letzte das jener als leiter gezeichnet hat. '16 jahre meines lebens', heisst es dort s. vi, 'habe ich fast ausschliesslich dem dienst der Lutherausgabe gewidmet, und es war oft ein harter dienst. ich habe die leitung als ein deutscher gelehrter geführt, der in der überzeugung von wert und wichtigkeit der ihm anvertrauten aufgabe die sache um ihrer selbst willen tat, der daher sein stetes absehen darauf richtet, sie so gut und so abschliessend zu tun, als irgend erreichbar erscheint. haben umstände und verhältnisse auch nicht alles, was ich angestrebt, zur entfaltung und wirksamkeit kommen lassen, so kann ich doch dies unternehmen in einem stande aus der hand geben, der ganz wesentlich höher ist, als der, in welchem ich es übernahm. die schnelligkeit des äusseren fortschreitens mag nicht allen an sich berechtigten wünschen entsprechen haben, aber bei einem urteil darüber muss billig berücksichtigt werden, dass, als ich 1890 die leitung übernahm, zunächst die noch rückständigen grundlegenden vorarbeiten für das ganze unternehmen zu leisten waren.' er schliesst mit dem wunsche, dass das grosse nationale unternehmen auf der bahn, die ihm nun bereitet ist, rüstig voran und seinem endlichen abschluss

entgegenschreiten möge. indem rec. von herzen in diesen wunsch einstimmt, fügt er einen zweiten hinzu, dass die erfahrung, die der bisherige leiter in langjähriger arbeit gesammelt hat, der ausgabe auch fernerhin zu statten kommen, und vor allem, dass es ihm vergönnt sein möge, den plan verwürklicht zu sehen, den er auf s. ix für die Bibelausgabe und für ihre lexikalische und grammatische bearbeitung entworfen hat.

Bonn, 4 april 1907.

W. WILMANN.

Luthers Tischreden in der Mathesischen sammlung. aus einer handschrift der Leipziger stadtbibliothek hg. von ERNST KROKER. Leipzig, Teubner, 1903. xxii und 472 ss. 8°. — 8 m.

K. hat in der Leipziger stadtbibliothek eine verschollene sammelhandschrift Lutherscher Tischreden wider entdeckt und gibt sie heraus mit einer sorgfältigen und überzeugenden untersuchung der abhängigkeits- und herkunftsverhältnisse ihrer einzelnen teile. sie ist von dem magister Johann Krüginger in den jahren 1546—48 zu Marienberg geschrieben. ihr erster abschnitt (bl. 1—176) enthält Krügingers eigne 'Sammlung', deren vorlage aus den heften der älteren gruppe der tischgenossen, hauptsächlich Lauterbachs und Wellers geschöpft hat. das übrige (bl. 177—548) ist von Mathesius zum abschreiben herzugeliehen und stammt von Heydenreich, Besold, Lauterbach, Weller und aus Dietrichs und Plates buntgemischten sammlungen. dazu kommt aber ein anhang von 46 blättern, der, von andrer hand, hauptsächlich eine der ersten bearbeitung nahestehende copie der gespräche enthält, die Mathesius im jahre 1540 an Luthers tische gehört und vermerkt hat. das gibt, fast wie Lauterbachs tagebuch auf das jahr 1539, wider ein paar feste puncte in dem chaos dieser überlieferung: die tischgenossen kommen und gehen, immer anders setzen sie den kreis zusammen, aus dessen mitte uns namenlos ein wort aufbewahrt ist; die gewähr ihrer aufzeichnungen ist verschieden: sie glätten, bearbeiten, zt. mehrmals, sie ordnen das chronologisch überlieferte in sachliche fächer, sie fälschen auch wol, sie lassen ihre sammlungen abschreiben, und diese abschriften werden in allerlei stufen weiterer bearbeitung teile immer neuer sammlungen. da ist es wie ein lichtblick, wenn man einmal ganz nahe an den ersten aufzeichner herandringt und die möglichkeit gewinnt, aus den erhaltenen parallelfassungen die ursprüngliche oder eine der ursprünglichen sicher zu erkennen. ich glaube mit K., dass unser anhang eine abschrift der Mathesianischen sammlung ist, aber ich glaube doch (mit Wilhelm Meyer), dass wir von keinem worte mit bestimmtheit sagen können: so und nicht anders hat Luther gesprochen, nicht nur bei Aurifaber, auch schon bei Mathesius nicht. wir sehen ja an dem verhältnis der predignachschriften Rörers zu ihrer

bearbeitung durch Poach, was man unter abschreiben und leserlichmachen verstand : auflösen der abkürzungen, ergänzen, beiseitigen der jähsten übergänge von einer sprache oder construction in die andere, auslassen des unverständenen. und hier ist das verhältnis ganz ähnlich. dass die eigennamen vielfach verlesen sind (zb. nr 31 a. 2 *Temerlensem* < *Trajectensem*, 264, 4 *Canarola* < *Carvajalus*, 25, 2 *Prisiae* < ?), mag man der anerkanntermassen schlechten schrift des Mathesius zuschieben. aber 415, 1 *Dixit Doctor* statt *Domine Doctor*, 416, 4 *ex* statt *ecclesiae* sind falsche auflösungen der in jenen kreisen gebräuchlichen abkürzungen *d. d.* und *ec*; die zeichen für *per*, *prae*, *pro* ua. sind öfters verkannt (vgl. s. 31 anm. 2 und besonders 299, 3); die merkwürdige schreibung *politi* = *politicum* 245, 2 lässt erkennen, dass der copist in dem *poli* der vorlage fälschlich eine abkürzung vermutete. auslassungen des verbuns wie 261, 1 begegnen bei Rörer massenhaft. zu 323, 2 *forum poli et fori* (statt *urbis*? s. 324, 1) vgl. Rörer in Luthers werken xxvii 342, 15 : *qui adheret Mammon odit Mammon* (statt *Deum*), 361, 5 : *opus kanwerck* (statt *weck*), 375, 1 : *fur sich* — *fur sich* (statt *hinder sich*), auch 346, 2 : *solicite expedite* (statt *expediat*) usw. aus solchen irrthümern schlies ich, dass wir es hier mit der glättung einer ursprünglichen, abgekürzten und fehlerhaften niederschrift, nicht reinschrift zu tun haben. und dabei ist die sprache dieser tischreden gewiss noch glatter als die Poachs. ich halte also nicht viel von der treue dieses copisten. ich glaube sogar, dass die stücke, die wie 73 uaa. nur aus überschriften bestehen und die nach dem gesagten nicht wol, wie K. will, ein rest unbeitreteter nachschriften sein können, von dem copisten als anderweit besser überliefert ausgelassen sind. grade die überschriften sind dasjenige, was erst nachträglich zu einer tischerzählung hinzutritt. selbst ein schluss auf die art der deutsch-lateinischen mischsprache an Luthers tische ist nicht zu wagen, das zeigt wider ein blick auf Rörer : Luther hat doch gewis rein deutsch gepredigt, aber die nachschriften sind zweisprachig. zb. wird in nr 3 besonders, als 'jocus', erzählt, dass Käthe Luther eine lateinische formel zu sagen wuste (mit einer griechischen hatte sie nie fertig gebracht), trotzdem lässt sie Mathesius nicht selten ganz lateinisch reden. — nun kann allerdings nicht alles überlieferte copie unmittelbarer nachschriften sein : mindestens die überschriften und die kurzen lateinischen rahmenerzählungen wird man für nachgefügt halten müssen. vielleicht schon in pausen des gesprächs, vielleicht erst zu hause. aber ich bestreite ja auch gar nicht, dass da noch nachgebessert und vervollständigt wurde, nur mein ich, dass es im selben manuscript geschah, dass keine reinschrift gemacht wurde, dass uns die vielmehr in Krügingers bande vorliegt. so erklärt sich vielleicht auch der unterschied in der glätte der sprache bei den verschiedenen

stücken. wenn er nicht noch einen andern grund hat. die unterschrift der sammlung ist : *Sontag ante Martini Anno Domini M. D. XL. M. J. Mathesius. Doctor Severus Schifer, qui fuit praeceptor filiorum regis Ferdinandi.* was soll der zweite name? K. hält ihn für eine erläuternde anmerkung, weil Schifer in der sammlung oft genannt wird. ist das wahrscheinlich? sollte nicht vielmehr Schifer, der im jahre 1540 an Luthers tische zuberst saß, der am häufigsten ins gespräch gezogen wurde, in irgend einer art zu der Mathesianischen sammlung beigetragen haben? auch die zweite hälfte von 63 könnte nach berichten dritter nachgetragen sein : *Sic haec Assa et Pontanus* (scil. *narraverunt*). hier müste also die untersuchung weitergeführt werden.

Über den inhalt des publicierten erlaub ich mir kein urteil; doch scheinen mir einrichtung, text und commentare vortrefflich, und ich füge nur noch ein paar philologische bemerkungen hinzu. 7, 1 : die Leipziger handschrift hatte ursprünglich mit der gesamten überlieferung *mira*, nachträglich ist in *aurea* geändert : der corrector war also nicht Mathesius selbst (vgl. s. 29 und das stemma der handschriften s. 37). — 7, 6 würd ich das *non* der handschrift beibehalten : das folgende *tamen* bezieht sich darauf, und es ist an zeile 3 zu denken : *Quid, si praestigiator esset?* — 40, 3 die klammern entsprechen unsern anführungshäkchen. — 67 ist bezeichnend für die übertragung von narrengeschichten. — 241, 19 : *Marcolfo in ars sehen* : die geschichte steht schon im alten spielmannsgedichte (ed. Vogt str. 138 ff). — 261, 5 uö. : die verwechslung von flexions-*m* und -*n* ist für Luther und seine zeit charakteristisch, ich würde nicht normieren. — 505, 1 ist doch wol mit den parallelfassungen *engen* zu lesen. — zu 546, 2 *gesterben* vgl. Wilmanns Gram. II s. 166 ff und Kroker 535, 6 *und gestand im sein rosen farbes blut.* — 778^a aus einer Gothaer handschrift '*Colloquia Serotina D. M. L[utheri]*', die der pastor Paul Richter aus Lauterbachs sammlung abgeschrieben hat, enthält die bekannten drei später auf Faust übertragenen geschichten : *in Nordhausen erat quidam nomine Wildfeuer, der fras einen pauer mit pferde und wagen, welcher pauer darnach uber ezliche stunden uber ezliche feltwege in einer pfutzen mit pferde und wagen lagk. Ita, quidam monachus dinget einen pauer, was er nemen wolte und ihn lossen sat heu von einem fuder essen; rusticus postulavit einen kreutzer, monachus devoravit plus quam dimidium plaustrum foeni, ita ut a rustico vi abactus sit. Also lis ein schuldener einen Juden ein bein ausreissen, ut fugeret Judaeus.* die tischrede fällt ins jahr 1537.

Charlottenburg, märz 1904.

GEORG BAESECKE.

Der tod im deutschen drama des 17 und 18 jh.s (von Gryphius bis zum sturm und drang). ein beitrage zur litteraturgeschichte von dr RICHARD SEXAU. [Untersuchungen zur neuern sprach- und litteraturgeschichte. herausgegeben von professor dr OSKAR F. WALZEL. 9 heft.] Bern, A Francke, 1906. xvi und 262 ss. 8°. — 5,20 m.

Der verfasser untersucht in seiner von Muncker angeregten studie das problem, wie die deutschen dramtiker der zeit von 1650 bis 1770 den tod, das sterben dargestellt haben. für das drama des 17 jh.s mit seinem hang zu grausamen martern ist dies moment eins der wichtigsten; zumal für den ersten dramtiker, dessen dichtung ein ständiges Memento mori predigt. die greuellüsterheit der spätrenaissance wird hervorgehoben und durch analogieen der bildenden kunst belegt. skizzenhaft verfolgt die einleitung den allgemeinen gang der entwicklung. von Gryphius und seiner art entfernt sich zuerst Christian Weise, dann wider nach anderer richtung die haupt- und staatsaction. aber erst das auftreten Gottscheds, der im princip den tod von der bühne verbannt, beginnt auch hier eine neue epoche, bis endlich um die mitte des 18 jh.s eine vertiefte psychologische behandlung der sterbescene in Lessings und Klopstocks dramen versucht wird.

Für die eigentliche darstellung teilt Sexau seinen gegenstand nach stofflichen gesichtspuncten: I tod auf der bühne, II tod hinter der bühne, III leiche auf der bühne; im einzelnen wider nach den verschiedenen todesarten (hinrichtung, mord, selbstmord, tod im kampf, natürlicher tod), deren scenische vorführung nach dem muster etwa von Petersens untersuchungen über Schiller und die bühne behandelt wird. bei solcher betrachtung, die mehr der litteraturbeschreibung als der litteraturgeschichte dient, ist immer gefahr vorhanden, blofs stoffmassen abzuschreiben und anzuhäufen, einzelobservationen aneinanderzureihen ohne das geistige band der ratio, und so der holländischen krankheit der philologie zu verfallen, wie Burdach diese zum tod des individuellen verständnisses führende sucht einmal genannt hat. auch S. ist dieser gefahr in seiner fleissigen, nur zu breit angelegten arbeit nicht ganz entgangen; immerhin vermag er so den typus der gattung herauszuarbeiten, wo das möglich und nützlich ist: bei der hinrichtungsscene (nach dem vorbild des Carl Stuart, s. 50 ff) und der charakteristik des märtyrers im schlesischen kunstdrama (s. 55 ff). auch wie sich das individuelle von dem typischen abhebt, wie erhebungen und senkungen die grofse ebene unterbrechen, kommt so zum ausdruck: Lohenstein verlässt das abstracte schema und stellt zuerst natürliche, lebendige menschen auf die bühne (s. 57. 62. 113); sehr im gegensatz zu Hallmann und Haugwitz, die sich Gryphius eng anschliessen, wobei der erstere viel selbständiger verfährt (seine neuerungen s. 120 ff.). während hinrichtungen der be-

liebteste augenschmaus des 17 jh.s sind, spielen morde und selbstmorde erst im 18 eine beherrschende rolle. auch der antikisierende botenbericht tritt nach einem ansatz bei Gryphius doch erst in der nachgottschedischen zeit hervor; wie er ganz unrealistisch rhetorisch einsetzt und episch fortfährt, wird hübsch ausgeführt (s. 198 f). dabei begegnet indes ein seltsames misverständnis, wenn es s. 199 heist: 'wenn auch nach Gottscheds forderung keine andern als die hauptpersonen eines dramas eine besondere gemütsart haben dürfen, so brauchen andererseits die botenfiguren nicht alle mit einer rücksichtslosigkeit ausgestattet zu sein, die der gefühlsroheit, wie sie die umgebung der sterbenden in unsern dramen an den tag zu legen pflegte, die wagschale hält'. dass Gottsched hier unter 'gemütsart' charakter, ethos im antiken sinne versteht, geht aus dem zusammenhang der stelle hervor und muste auch dem vf. bekannt sein.

Eine schwäche der arbeit ist, dass die kategorie der causalität, die wichtigste für den historiker, kaum geltung zu haben scheint, dass immer nur nach dem was und wie, selten nach dem woher gefragt wird. so kommt es, dass erwägungen und absichten des dichters zugeschrieben wird, was einfach auf der dramatischen oder geschichtlichen vorlage beruht; für Grimms Banise zb. wäre der roman Zieglers heranzuziehen. auch die entwicklung des einzelnen dichters wird bei dieser querschnittzeichnung nicht immer richtig erkannt: Gryphius hat im Leo Armenius und zum teil noch in der Catharina von Georgien den tod gewis nicht darum hinter die scene verlegt, um den furchtbaren eindruck noch zu verstärken (s. 186 ff); sondern hier ist eben in den späteren stücken ein fortschritt zu constatieren, der den dichter von dem conventionellen botenbericht im Leo über die zwischenstufe der Catharina und des Carl Stuart zu der sinnfälligen actionstechnik im Papinian führt (vgl. mein buch über Seneca und das deutsche renaissance-drama, Berlin 1907, s. 249 f). in andern fällen werden verwantschaften, beziehungen, zusammenhänge allein durch die ordnung des materials deutlich. so wird die ähulichkeit Hallmanns mit dem Wiener Nepomuk instinctiv empfunden (s. 129. 216 ff), auch ohne dass der vf. von dem durch RMWerner entdeckten nahen verhältnis beider weis. und die erzählung von Polyxenas tod in Schlegels Trojanerinnen erinnert ihn an Weises Tochtermord Jephthas (s. 195): kein wunder, da beide zuletzt auf die (bei Weise durch Buchanan oder Vondel vermittelten) euripideischen opferungsgestalten Iphigenie, Polyxene zurückgehn.

Wenig befriedigt der stil: lässig, salopp (häufig unmotivierter tempuswechsel, druckfehler in fülle), vielfach unsicher und nicht immer glücklich im ausdruck. bei dem eignen mangel an reife fallen leichtfertig übernommene urteile um so unangenehmer auf. einen mann wie Gottsched, für dessen bedeutung

grade diese arbeit zeugt, mit worten wie 'unser Leipziger kritischer heros' ironisch abfertigen, sollte doch kein litterarhistoriker von heute, am wenigsten ein anfänger. seine äufserung über 'das mährchen von d. Fausten' 'heute empörend lächerlich' zu nennen (s. 35), ist im grunde unhistorisch; ebenso wie die mindestens misverständliche, chronologiewidrige bemerkung, Hallmanns bischof beweise seine vertrautheit mit dem grafen Zinzendorf (s. 59). komisch würtk dagegen der schülerhafte autoritätenglaube in der zaghaft den vorwurf der pietätlosigkeit abwehrenden 'vermutung, dass der altmeister Wieland mit der dramatischen litteratur des 17 jh.s nicht intim vertraut war' (s. 2). hat etwa Wieland auf philologische litteraturkenntnis einer überwundenen periode anspruch gemacht? selbst der gelehrtere Lessing gestand, 'sehr wenig von unserm dramatischem wuste' zu kennen. und Goethe sagt mit vollem recht: 'die alte litteratur der eigenen nation ist immer als eine fremde anzusehen'.

Berlin.

P. STACHEL.

Die Rudolstädter festspiele aus den jahren 1665—67 und ihr dichter. eine litterarhistorische studie von CONRAD HÖFER. [Probefahrten. erstlingsarbeiten aus dem deutschen seminar in Leipzig, herausgegeben von ALBERT KÖSTER, I band.] Leipzig, RVoigtländer, 1904. XII und 215 ss. — 6 m.

Die erste der 'Probefahrten', die unter Kösters ägide ausgehn, ist eine entdeckungsreise nach einem neuland, das der leiter des unternehmens zuerst ergründet hat. auf den spuren seines lehrers weiß Höfer ein litterarisches charakterbild um einen wichtigen zug zu bereichern, das durch jenen für die wissenschaft erst neugewonnen ist.

Dass die 'Geharnschte Venus', die frischeste lieder Sammlung des 17 jh.s, ein jugendwerk des nun in doppeltem sinne 'spat berühmten' lexikographen Kaspar Stieler, des Spaten der Fruchtbringenden gesellschaft, ist, hat Köster 1897 in einer nach form und inhalt glänzenden untersuchung bewiesen. 'Filidor der Dorfferer' hat sich der junge lyriker hier genannt; und als 'Filidors Trauer-Lust- und Misch-Spiele, I teil' kündigen sich auch die sechs schauspiele an, die in den jahren 1665—67 bei hoffestlichkeiten zu Rudolstadt aufgeführt worden sind. da ligt es nahe, an ein- und denselben vf. zu denken, und so hat Köster schon die vermutung ausgesprochen, auch der Rudolstädter Filidor sei kein anderer als Stieler, der damals, von 1663—66, secretär des regierenden grafen Albrecht Anton von Schwarzburg-Rudolstadt war. in der negation wenigstens, diese stofflich romanisierenden, technisch complicierten dramen dem armseligen, braven holsteinischen pastor Jakob Schwieger abzusprechen, für dessen werk sie wie jene lyrica früher galten, ist sich die moderne forschung seit Goedeke enig (Martin, Reifferscheid, Edward

Schröder); aber die positive behauptung Kösters hat doch nicht allgemeinen beifall gefunden. Höfer unternimmt es, die these seines lehrers zu erweisen. indem er 'scholastisch' die behauptung vor den beweis stellt, ist seine untersuchung nicht so spannend und kunstvoll wie die Kösters; aber in ernster, gründlicher und umsichtiger forschung gelingt es ihm, eine ganze reihe von sachtlichen und sprachlichen übereinstimmungen mit den übrigen werken Stieler (zumal im wortschatz, verglichen mit Stieler wörterbuch) aufzudecken, die die bejahende antwort aufser zweifel stellen. doch er begnügt sich nicht, den namen des anonymus zu ermitteln: die endgültige lösung der verfasserfrage bildet ihm nur die grundlage für den zweiten, größeren teil, der in gewanter, anregender darstellung eine allseitig erschöpfende charakteristik bietet. 'elegante intriguen-lustspiele' rühmt Gervinus diese theaterstücke aus Stieler's frühzeit; das gilt namentlich von den beiden ersten komödien 'Der vermeinte Printz' und 'Ernelinde oder die viermahl Braut'. die letztere ist — auch das hat Gervinus geahnt und Bolte bestätigt — nur übersetzung einer opera tragica des Andrea Giacinto Cicognini, aber in ihrer von Höfer gut charakterisierten eigenart, ihrer lebhaften, natürlichen ausdrucksweise der bedeutsamste vorläufer der Molière-verdeutschung von 1670. romanischen vorbildern folgt Stieler, abgesehen von dem historischen singspiel 'Die Wittekinden', auch in den originallustspielen; novellenstoffen des Pallavicino ('Der vermeinte Printz'), Scarron ('Der betrogene Betrug'), Bandello-Boisteau ('Die erfreute Unschuld') und Montchrestien ('Basilene'). wie er sich hier mit der verwickelten handlung seiner vorlagen abfindet, wie er sie auf seine drei acte verteilt, setzt Höfer in eingehender quellenanalyse auseinander. von den quellen abhängig sind auch die charaktere, individuelle gestalten, wie sie die deutsche bühne bis dahin nicht gesehen; relativ selbständig dagegen die komischen personen Scaramutza und Pantalon, die meist mit der ernsten handlung organisch verbunden sind; sie lagen dem dichter so am herzen, dass er sie noch in seine späten schauspiele Belleperie und Willmut herübergenommen hat, oft mit wörtlichem anklang an die früheren. das schwächste an diesen dramen ist nach Höfer die sprache: ein neben- und durcheinander verschiedener stilarten, der redeweise der englischen komödianten und des deutschen kunstdramas, des höfischen verkehrstons und der sprache des täglichen lebens. das gelungenste die technik: der Rudolstädter hofdramatiker baut seine stücke so bühnengemäfs, dass Höfers annahme, er sei eine zeit lang schauspieler gewesen, gewis viel für sich hat; ihn freilich mit dem um 1660 bezeugten Hamburger schauspielerprincipal Caspar Stiller zu identificieren, ist zwar verlockend, doch zu gewagt, wie Höfer selbst zugibt. auf dem technischen fortschritt im aufbau der handlung, in der verwicklung und lösung der

intrigue, beruht überhaupt, so gering ihre nachwirkung ist, die bedeutung der Stiellerschen festspiele für die geschichte des deutschen dramas; 'unter allen verfassern höfischer sing-, freuden-, lust- und trauerspiele war Stieler der einzige dichter'. so hat er die tüchtige monographie Höfers verdient, der seine kleinen gelegenheitsstücke nach der litterarischen wie nach der sprachlichen seite vortrefflich beleuchtet hat und dabei noch manches problem nebenher berührt; seinem versuch, den redactor des 'Liebeskampfes' von 1630 als Thüringer zu localisieren, kann man auf grund der dargelegten grammatischen beobachtungen nur zustimmen.

Eine persönlichkeit von eigenem reiz ist durch die bemühungen Kösters und Höfers zu neuem leben erweckt. die respectable vielseitigkeit und unverwüstliche zähigkeit des Spaten werden wir erst jetzt recht schätzen, wo wir die derbe liebeslust in der lyrik und das kecke zugreifen in der dramatik des frühen erkannt haben.

Berlin.

P. STACHEL.

Moses Mendelssohn und die deutsche ästhetik. von LUDWIG GOLDSTEIN.
[= Teutonia. arbeiten zur germanischen philologie herausgegeben
von WILHELM UHL. 3 heft.] Königsberg i. Pr., Gräfe & Unger, 1904.
viii und 240 ss. 8°. — 5 m.

Der vortrefflichen, kenntnis- und ergebnisreichen arbeit Goldsteins kann aus verschiedenen gründen hier eine ausführliche analyse nicht geboten werden. glücklicherweise genügt es auch auf die sorgsame und genaue zusammenstellung ihrer resultate zu verweisen, die Hugo Spitzer in der Deutschen litteraturzeitung 1905, sp. 1853 ff. geliefert hat. in Mendelssohns forschung treffen sich so viele entwicklungslinien der ästhetik des 18 jh.s, dass auch nach FBraitmaiers umfänglicher darlegung in seiner Geschichte der poetischen theorie und kritik von den discursen der maler bis auf Lessing (1888f, bd II s. 72—279) noch viel für ihre erhellung zu leisten bleibt. Goldstein hat 1897 in seiner dissertation 'Die bedeutung Moses Mendelssohns für die entwicklung der ästhetischen kritik und theorie in Deutschland' erwogen. mit ausdrücklicher berufung auf Horazens 'nonum prematur in annum' legt er in seiner monographie eine erweiterung der dissertation vor. schon die problemstellung der vorstudie, dann aber auch der titel des buches lässt erkennen, dass G. nicht blofs die quellen von Mendelssohns ästhetischer speculation, sondern auch ihre nachwirkung aufdecken will. wirklich dient der zweite teil der untersuchung der aufgabe, Mendelssohns einfluss auf Lessing, Herder, Kant und Schiller zu bestimmen. und auch innerhalb der analyse von Mendelssohns schriften fehlt es nicht an ausblicken auf spätere arbeiten anderer. so stellt G. neben die illusionstheorie Mendelssohns die

thesen, die Konrad Lange 1895 in seiner Tübinger antrittsvorlesung und 1901 in dem werke 'Das wesen der kunst, gründe einer realistischen kunstlehre' vorgebracht hat, beobachtet eine auffallende übereinstimmung, ja findet Mendelssohns gedanken bei Lange 'bis in ihre letzten consequenzen hinein verfolgt'; freilich scheint ihm 'ein unmittelbar ursächlicher zusammenhang' nicht zu bestehn (s. 134ff).

Die 'ästhetischen lehren' Mendelssohns entwickelt G. der chronologischen reihe nach 1. aus den 'Briefen über die empfindungen', 2. aus den 'Hauptgrundsätzen der schönen künste und wissenschaften', 3. aus den 'Betrachtungen über das erhabene und naive' und 4. aus der 'Rhapsodie oder zusätze zu den briefen über die empfindungen'. ohne zwang kann bei solcher anordnung problem für problem zur erörterung gelangen: im ersten abschnitt vor allem das verhältnis von kunst und moral, im zweiten die eigentlichen fragen des schönen und der kunst, im dritten das erhabene und sein gegenstück, die grazie, im vierten das illusionsmoment. dann die weiterbildung des begriffes 'erhaben' und der begriff des 'lächerlichen'. historisch-philologischen und systematischen bedürfnissen wird gleichmäÙig gedient. die glückliche verknüpfung beider gesichtspuncte ist ein hauptvorzug der arbeit. dass nur sorgfältige beobachtung des genetischen die erkenntnis der ästhetik des 18 jh.s fördern kann, wissen wir längst. Goldstein hält deshalb mit vollem rechte die verschiedenen phasen von Mendelssohns anschauungen über das erhabene auseinander; ja er scheidet ganz philologisch die drei fassungen der 'Betrachtungen über das erhabene und naive' (s. 110 ff). trotz solcher neigung zu historisch-philologischer methode wird er indes nie so unübersichtlich wie Braitmaier, dessen aneinandergereihete interpretationen einzelner abhandlungen die systematischen richtlinien oft verdecken.

Durchaus gibt G. aus guter kenntnis heraus an, wo Mendelssohn an seine vorgänger anknüpft und wie er sie überholt. doch da sein hauptinteresse — wie erwähnt — der nachwirkung Mendelssohns angehört, hat er manche vorstufe nicht so sorglich betrachtet, wie es wünschenswert wäre. allerdings ist — auch nach HvStein, Braitmaier, RSommer — voraussetzung und entwicklung der ästhetischen begriffe der ersten hälfte des 18 jh.s noch lange nicht so klargestellt, dass eine arbeit über Mendelssohn nur festgelegte linien weiterzuzeichnen hätte. je tiefer man forscht, desto leichter verwirren sich die linien; und so kann auch einem guten kenner und gewissenhaften arbeiter wichtiges unter der hand verloren gehn.

Auch Goldstein ist trotz aller mühe, die er aufwendet, einer aufgabe nicht gerecht geworden, die — wie mir scheint — dem forscher sich vor allen anderen aufdrängen sollte, wenn er Mendelssohns lehrer erkunden will: er weiß mit dem wichtigsten,

mit Shaftesbury nichts anzufangen. zwar wird er mehrfach angeführt, doch eigentlich nur dann, wenn ein citat Mendelssohns ihn selbst nennt. dass Shaftesbury seinem schüler Mendelssohn nicht blofs die form seiner 'Philosophischen gespräche' und seiner 'Briefe über die empfindungen', ferner den titel der 'Rhapsodie' geliehen hat, ist selbstverständlich. aus G.s darlegung ergäbe sich indes kaum mehr als gelegentliche anregung Mendelssohns durch Shaftesbury, etwa in der ablehnung vollkommener charaktere (s. 32). Shaftesbury aber, der, je mehr man sich mit ihm beschäftigt, desto stärker als allseitige grundlage der ästhetischen speculation des 18 jh.s sich offenbart, wäre fast bei jedem problem heranzuziehen gewesen, das Goldstein in Mendelssohns theoretischen betrachtungen findet. leider hat Goldstein zwei bücher nicht benutzt, die ihm sofort die richtigen wege gewiesen hätten: Franz Pomeznys 'Grazie und grazien in der deutschen litteratur des 18 jh.s' (1900) und die 2 aufl. des 1 bd.s von Max Dessoirs 'Geschichte der neueren deutschen psychologie' (1902). dort hätte, was G. über 'grazie, reiz, anmut' (s. 117 ff.) sagt und über die discussion, der Mendelssohn diese begriffe unterzieht, seine beste und zugleich eine wesentlich berichtigende voraussetzung gefunden; und auf Shaftesbury hätte er sich sofort verwiesn gesehen. Dessoir konnte ihn in Shaftesbury den anreger anderer ästhetischer gedanken Mendelssohns erkennen lassen.

Hier sei nur das wichtigste herausgehoben: die frage nach dem verhältnis von kunst und natur. G. (s. 43 ff) bespricht Mendelssohns polemik gegen Batteux und gegen die lehre von der nachahmung der natur; aus ihr entwickelt er, was Mendelssohn 'idealische schönheit' nennt (s. 46 ff). was die natur in verschiedene gegenstände zerstreut hat, versammele der künstler in einem einzigen gesichtspuncte und bilde sich ein ganzes daraus. eine concentrierung des schönen der natur ist seine aufgabe. das beruht durchaus auf Shaftesbury und entspricht seiner tendenz, die ästhetische formel von der einheit in der mannigfaltigkeit tiefer zu begründen. an diese stelle Mendelssohns knüpft dann, gleichfalls von Shaftesbury inspiriert, KPhMoritz an (vgl. Sigmund Auerbach Deutsche litteraturdenkmale des 18 und 19 jh.s, heft 31, s. xxv anm. 1). ein verkleinertes abbild der natur, aber nicht ihr nachgemalt, sondern mit gottähnlicher schöpferischer kraft als ganzes geschaffen: so stellt sich das kunstwerk in Shaftesburys, Mendelssohns und Moritzens geiste dar. auf die abweichungen, die im einzelnen neben der übereinstimmung in grundgedanken sich zeigen, sei hier nur hingedeutet. sie beeinträchtigen die tatsache nicht, dass Mendelssohn seine waffen zum kampf gegen Batteux sich von Shaftesbury holt, der lange vor Batteux das richtigere gesehen hatte. von Shaftesburys anschauung der künstlerischen gestaltung gehn

dann notwendigerweise auch die neuen prädicata aus, die dem schöpferischen genius des dichters geliehen werden, und mit denen Mendelssohn ebenso arbeitete, wie die Schweizer und Lessing. G. erwägt diese zusammenhänge nicht, wenn er Mendelssohns ansichten über das genie vorträgt (s. 19f).

Nicht besonderen wert leg ich auf den umstand, dass von Shaftesbury auch Harris gelernt hat, der (s. 55 ff.) von G. als gewährsmann Mendelssohns angerufen wird. seine scheidung der künste ist von seinem oheim Shaftesbury inspiriert. wahrscheinlich hatte Mendelssohn aus Shaftesbury 'Judgement of Hercules' längst die anregung gewonnen, die besonderen bedingungen erzählender und darstellender kunst zu beachten, ehe er, von Harris (oder nur von Dubos?) weitergeleitet zum vorläufer von Lessings 'Laokoon' geworden ist. wahrscheinlich — denn wer wollte solche dinge als gewis hinstellen? grade Shaftesburys lehren sind durch so viele hände gegangen, dass eine exacte scheidung seines unmittelbaren und seines mittelbaren einflusses kaum noch herzustellen ist.

Manches könnte auch durch die Schweizer an Mendelssohn weitergegeben worden sein. den Schweizern wird G. überhaupt nicht ganz gerecht. und doch ist zb. Mendelssohns und Lessings briefwechsel über tragödie und epos von 1756 und 1757 nur eine weiterbildung von Bodmers und Contis 'Briefwechsel von der natur des poetischen geschmackes' (1736). schon Braitmaier (I 190) hat den zusammenhang gesehen (vgl. auch meine bemerkungen in diesem Anzeiger xvii 65 f). Bodmer und Conti spielen in ihrer controverse ganz ähnliche rollen wie Mendelssohn und Lessing. Bodmer und Mendelssohn kämpfen für den 'bewunderten' helden im trauerspiel und finden in der illusion die hauptursache tragischer lust; Lessing tritt wie Conti für den 'bemitleideten' helden ein und will der illusion nicht die wertung zuschreiben, die jene anderen ihr zuerkennen. G. (s. 33, 125 ff) bespricht beide gesichtspuncte, weist indes nicht auf Conti und auch nicht auf Bodmer hin, der doch augenscheinlich die nächste voraussetzung von Mendelssohns illusionstheorie ist. G. wäre besserer erkenntnis wol näher gekommen, wenn er den briefwechsel Lessings und Mendelssohns von 1756 und 1757 nicht unbillig unterschätzte. der briefwechsel ist mehr als ein 'unfruchtbares hin und her der anschauungen und einfälle' (s. 214 anm. 1). dass Lessing hier sogar über die Hamburgische dramaturgie hinausgekommen ist, wissen wir längst. Mendelssohn wiederum nimmt vorweg, was Schiller später auf breiterer basis aufgebaut hat.

Die einwände, die ich vorgebracht habe, sollen das günstige urteil nicht beeinträchtigen, das Spitzer gefällt und dem ich mich oben angeschlossen habe. die positive leistung G.s käme besser zutage, wenn auch ich eine ausführliche analyse gegeben hätte.

dass G. manches übersieht, dass er da und dort fehlgeht, mache ich ihm nicht zum vorwurf¹. ich selbst bin mir wol bewusst, dass alle studien auf diesem felde noch lange über das stadium der vorarbeit nicht hinausgelangen werden. viel zu grofs und viel zu compliciert ist die geschichte der ästhetik des 18 jh.s, als dass in absehbarer zeit eine reinliche und vollständige zeichnung ihrer entwicklungslinien zu geben wäre.

Bern, 4 april 1907.

OSKAR F. WALZEL.

Goethes unterhaltungen mit Friedrich Soret. nach dem französischen texte als eine bedeutend vermehrte und verbesserte ausgabe des dritten teils der Eckermanschen gespräche hg. von dr C. A. H. BURKHARDT. Weimar, Hermann Böhlau nachf., 1905. xvii u. 158 ss. 8^o. — 4 m.

Burkhardts neue gabe muss mit aufrichtigem danke begrüfst werden. das bändchen bedeutet zwar keine starke stoffliche vermehrung des gewaltigen corpus der gespräche Goethes. ist doch schon im dritten bande von Eckermans buche zum grofsen teile abgedruckt, was Burkhardt vorzulegen hat. indes grade das verhältnis dieser authentischen aufzeichnungen Sorets zu Eckermans bericht ist sachlich von grofsere bedeutung und kann zu beachtenswerten methodischen erwägungen führen.

In der vorrede zum 3 bande berichtet Eckermann, Soret habe von seinen persönlichen berührungen mit Goethe 'in seinen tagebüchern häufig notiz genommen', 'ein daraus zusammengestelltes kleines manuscript' ihm übergeben und gestattet, das 'beste und interessanteste' in den 3 band chronologisch zu verweben. Burkhardt kann jetzt die deutsche übertragung von Sorets aufzeichnungen über seinen verkehr mit Goethe vorlegen; er liefert damit der forschung ein auferordentlich brauchbares mittel, den wert von Eckermans text richtig einzuschätzen. nicht ganz verständlich ist mir, warum er nicht sofort das französische original, also die eigentliche quelle Eckermans abdruckt, sondern sie künftiger veröfentlichung vorbehält.

Das hauptresultat der vergleichung von Sorets und Eckermans text ist : Eckermann hat von 168 nummern nur 73 benutzt, und zwar hat er sich starke redactionelle eingriffe erlaubt.

Ich kann nun nicht mit Burkhardt wegen solchen vorgehens gegen Eckermann vorwürfe erheben. er hat sicher optima fide gehandelt. seinem gewährsmann dachte er augenscheinlich alle nötige ehre erwiesen zu haben, wenn er die von ihm übernommenen gespräche mit einem sternchen versah. weder vollständige berücksichtigung noch wortgetreuer abdruck war ihm zur bedingung gemacht worden. stilisierend einzugreifen war ihm selbstverständlich. denn ganz sicher hat er auch stilisiert, wenn es sich

¹ ua. vergisst G. s. 203 den vf. der 'Lettre sur la sculpture' zu nennen: es ist Franz Hemsterhuis.

um seine eigenen gespräche mit Goethe handelte. oder glaubt man wirklich, dass wort für wort Goethe all das, was Eckermann niederschreibt, mit ihm gesprochen hat? gewis hat weder Eckermann diesen ausspruch erhoben noch irgend ein anderer, der für zeitgenossen oder nachwelt Goethes gespräche aufzeichnete.

Vielleicht wäre es besser, hier nicht auf Bettinas freies schalten mit Goethes worten zu verweisen. Bettinas Goethebuch ist ein ausnahmefall, oder besser gesagt: ein extrem. aber zwischen diesem extrem und wortgetreuer widergabe liegen viele möglichkeiten. und innerhalb dieser grenzen bewegen sich die vielen papiere, die als gespräche Goethes erhalten sind.

Allerdings, wenn ich sehe, wie rückhaltlos und unbedenklich neuere forschung diese gespräche verwertet, als ob sie authentischen text von Goethes hand vor sich hätte: da frage ich mich oft, ob jene selbstverständlichen kritischen erwägungen wirklich nicht angestellt werden. jüngst habe ich darum ausdrücklich die notwendigkeit betont, einmal an Eckermanns berichte die kritische sonde zu legen (Goethe-Jahrbuch 27, 170). willkommene bestätigung meiner zweifel an der absoluten zuverlässigkeit von Eckermanns text ist mir darum Burkhardts veröffentlichung.

Ich widerhole: nicht gegen Eckermann sei ein vorwurf erhoben. er — wie so viele andere berichterstatler — hat nur getan, was er für sein unbestreitbares recht hielt. konnte er ahnen, dass einst eine Goetheforschung entstehen werde, der jedes wort Goethes ein wichtiges zeugnis darstellt? nicht für die philologen von heute hat er geschrieben. aber diese philologen von heute müssen sich bewusst bleiben, dass von stilisierender hand geordnete und im einzelnen ausgeführte und ausgeschmückte 'gespräche' nicht ad verbum hingenommen werden dürfen.

Eckermann hat viele von Sorets notizen nicht benutzt. das durfte er tun; und auch heute kann ihm zugebilligt werden, dass er manches unbedeutende, um nicht zu sagen wertlose streicht. Eckermann hat ferner, was er übernahm, nach gutdünken zurechtgestutzt, hat etwa gern die gesprächsform stärker herausgearbeitet und dem mitunterredner worte geliehen, die in Sorets bericht nicht zu finden sind. auch das gieng nicht über die grenze seiner kompetenz.

Die forschung jedoch muss jede der auslassungen auf die goldwage legen und jede stilistische änderung sich wol merken, weil sie dann erkennt, nach welchen principien Eckermann überhaupt seine mitteilungen zu gestalten pflegte. und gewis nicht nur Eckermann, auch die mehrzahl seiner genossen.

Ich habe aao. die vermutung gewagt, Eckermann lege sich äusserungen Goethes über Schiller aus eignem in dem sinne zu recht, dass Schiller auf Goethe nicht immer günstig gewürkt habe. jetzt zeigt sich, dass er eine notiz Sorets fallen läßt, die Schiller

rühmend erwähnt, eine andere verschärft, in der ein einwand gegen Schiller erhoben wird. die nicht aufgenommene stelle lautet:

Der alte herr . . . erwähnte auch die meinung Schillers, der ihm gesagt habe, um ein vollkommenes theater zu haben, müsse man wöchentlich eine vorstellung geben, zu welcher frauen nicht zugelassen würden; doch brauche man es nicht so genau zu nehmen, wenn sie sich etwa in verkleidung in die logen einschlichen. meine schönen damen, fuhr er fort, Schiller hatte viel mehr witz, als sie sich gewöhnlich einbilden! (s. 119f).

Die zweite stelle ist zugleich ein anschaulicher beleg für Eckermanns redactionelle erweiterungen:

Soret (s. 103)

. . . zumal seine [Schillers] ersten stücke waren unendlich lang; er hatte eine solche überfülle von gedanken oder worten, die er nicht beherschen konnte. man sieht, wie er sich mühe gibt, aber ungeachtet seiner studien und arbeiten hat er diesen fehler nicht abgelegt. man empfindet es selbst bei seinen letzten schriften. concintrieren bleibt doch die hauptsache.

Eckermann (17 März 1830)

Besonders seine ersten stücke, die er in der ganzen fülle der jugend schrieb, wollen gar kein ende nehmen. er hatte zu viel auf dem herzen und zu viel zu sagen, als dass er es hätte beherschen können. später, als er sich dieses fehlers bewusst war, gab er sich unendliche mühe und suchte ihn durch studium und arbeit zu überwinden, aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. seinen gegenstand gehörig beherschen und sich vom leibe halten, und sich nur auf das durchaus notwendige concintrieren, erfordert freilich die kräfte eines poetischen riesen und ist schwerer als man denkt.

Für *unendlich lang* setzt Eckermann das ungünstigere *wollen gar kein ende nehmen*. er unterdrückt die *überfülle der gedanken*. Soret bemerkt, man *empfinde* den fehler selbst bei seinen letzten schriften. Eckermann formuliert abschätziger, es habe Schiller *damit nie recht gelingen wollen*. und wo bei Soret nur von der notwendigkeit der concentration die rede ist, da erwächst unter Eckermanns händen der vorwurf, dass Schiller seinen gegenstand nicht gehörig behersche. durch die schlussfloskel vollends rückt Goethe fast in fatales licht; sie klingt, als ob er sich selbst als 'poetischen riesen' hinstelle, der schwierigkeiten überwinde, denen Schiller nicht gewachsen war.

Auch die bekannte äufserung Goethes über die rolle, die Schiller und seine Horen in der entstehung von Goethes balladen spielen, geht auf Soret (s. 96) zurück und ist von Eckermann

(14 märz 1830) ähnlich retouchiert worden¹. mithin sind von den neun stellen, die in Sorets aufzeichnungen Schiller betreffen und die zt. ganz belanglose erwähnungen bedeuten, drei mehr oder minder in einem für Schiller ungünstigen sinne von Eckermann umgestaltet. dabei bedarf es gar nicht der annahme, dass Eckermann aus einem tiefer liegenden grunde solche umwertung vornimmt. vielmehr lag es in seiner litterarischen kammerdienerrolle, den eignen herrn auf kosten andrer herauszustreichen, schlimmer noch ergieng es aus ähnlichen gründen den romantikern bei diesen subalternen, die Goethes antipathie gegen die einzelnen vertreter des kreises diensteifrig zu übertrumpfen suchten. dafür kann auch Soret als zeuge angerufen werden. am 8 october 1828 (s. 57) nimmt Soret 'gegen das ende eines diners, das Goethe für Tieck und dessen gemahlin gab, an der gesellschaft teil'. er bucht: *Tieck erwies Goethen, soviel ich mich erinnere, sehr viele höflichkeiten, die aber auf mich keinen besonderen eindruck machten.* am abend list dann Tieck bei frau Schopenhauer Scherz, list und rache und sein Rotkappchen vor. Soret

¹ die unmittelbar folgenden worte Sorets sind von Eckermann zu einer oft citierten darlegung verwertet worden: Goethe spricht von gedichten, die — im gegensatz zu den lange von ihm im kopfe getragenen balladen — sofort nach der conception zu papier gebracht wurden. *eine idee tauchte plötzlich in mir auf; ich hatte kaum zeit zur feder zu greifen oder darauf zu achten, dass das papier ganz schief lag. es kam vor, dass ich in der diagonale schrieb und unter einem winkel unten ankam, dass mir für das ende des verses kein platz mehr blieb.* wie hat Eckermann den bericht Sorets mit blumen verziert! *ich hatte davon vorher durchaus keine eindrücke und keine ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so dass ich sie auf der stelle instinctmüßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte.* welche copia verborum! *keine eindrücke und keine ahnung*: was soll da 'eindrücke' besagen? 'instinctmüßig', 'traumartig': nichts deutet bei Goethe auf solche termini. aber es wird noch besser: *in solchem nachtwandlerischen zustande geschah es oft, dass ich einen ganz schief liegenden papierbogen vor mir hatte, und dass ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum weiterschreiben keinen platz fand.* Sorets worte, dass für das ende des verses kein platz geblieben sei, sind ganz plastisch und verständlich: eine natürliche folge der lage des papiers. Eckermann verdeckt und verundeutlicht den vorgang durch seine verallgemeinerndere wendung 'zum weiterschreiben'. dann aber muss er doch auch zu dem von Soret gebrauchten, völlige klarheit schaffenden worte 'diagonale' greifen: *ich habe mehrere solcher in der diagonale geschriebenen blätter besessen; sie sind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, so dass es mir leid tut, keine proben solcher poetischen vertiefung mehr vorzeigen zu können.* Soret hatte notiert: *ich bedaure, keine solchen blätter mehr zu besitzen, um als zeugnis für diese anfälle poetischer zerstreutheit dienen zu können.* Eckermanns 'vertiefung' für Sorets 'zerstreutheit' ist köstlich. sie charakterisiert den philister! — übrigens beruht Burkhardts anmerkung 1 zu s. 96 wol auf einem versehen: die äufserungen über Schiller und über die 'diagonale' haben bei Soret das datum: 8 märz 1830, und Eckermann stellt sie zum 14 märz, nicht umgekehrt, wie Burkhardt angibt. auch die anmerkungen auf s. 95 und 97 scheinen mir mit dem wahren tatbestande nicht übereinzustimmen.

bekannt: *ich weiß nicht, was für eine ablehnende stimmung über mich gekommen war, dass die vorlesung, die man über die masen gelobt hatte, mich außerordentlich kalt liefs.* in einer zeit also, da Goethe mit Tieck zu freundschaftlichsten beziehungen gelangt war, gefällt sich Soret in der rolle des unversöhnlichen.

Um so beachtenswerter ist eine notiz vom 14 märz 1830, die Eckermann nicht benutzt hat. zwar bezieht sie sich zunächst auf französische und nicht auf deutsche romantik; der begriff ist aber soweit gefasst, dass sie als eines der interessantesten bekenntnisse Goethes über das romantische seiner eignen dichtung dienen kann. Goethe, heißt es (s. 99), billige *die exclusivität der heutigen romantik* so wenig wie *die beschränkten pedanterieen gewisser classiker.* er wolle keine der beiden formen ausgeschlossen sehen. *ich . . . habe in strenger classischer form gegenstände behandelt, die nach griechischem muster behandelt werden musten, um wahr zu bleiben; und wenn es auf der einen seite eine torheit gewesen wäre, die drei einheiten im Götz zu beachten, so würde es andererseits gegen alle empfindung des schönen verstoßen haben, hätte ich meiner Iphigenie einen romantischen aufputz geben wollen.* ist es zu weit gegangen, wenn man Eckermann gleichfalls eine gewisse antipathie gegen die romantik zuerkennt, da er, der so viel ungünstiges über sie im 1 und 2 bd zu berichten hat, die worte Sorets in seinem 3 bd nicht aufgenommen hat?

Ich breche hier ab und bin mir wol bewusst, dass diese wenigen beispiele nicht genügen, das problem zu lösen. doch auch ein ausführlicherer vergleich von Sorets aufzeichnungen und Eckermanns bearbeitung ergäbe zunächst wohl nichts positiveres. endgiltig wäre die frage nach der glaubwürdigkeit der 'gespräche' Goethes und nach der authenticität ihres wortlauts nur durch umfassende studien zu erbringen. ich zweifle indes nicht, dass ihr resultat mit den annahmen übereinkäme, die ich oben vorgebracht habe.

Bern, 3 januar 07.

OSKAR F. WALZEL.

Schiller. von OTTO HARNACK. mit zehn bildnissen und einer handschrift. zweite verbesserte auflage. Berlin, Ernst Hofmann, 1905. xiii und 446 ss. 8°. — 4 m.

Die neue ausgabe enthält, von der vorrede abgesehen, 28 seiten mehr als die erste; diese kommen aber weniger auf rechnung der ergänzungen als des breiteren druckes. die bilder sind von zwei auf zehn vermehrt: von den beiden alten wurde die schlechte wiedergabe der Danneckerbüste durch eine gute ersetzt, die zeichnung von Bolt (1804) beibehalten; dazu kommen acht neue, darunter zwei porträts aus dem jahre 1786, das eine von Graff an der spitze des buches, das andere (ein ölgemälde

im Schillerhaus zu Weimar) von einem unbekanntem maler nach s. 96, welches man besonders willkommen heifst, weil es selten zu sehen ist; doch fällt der zusatz 'aus der Mannheimer zeit' auf: 1786 war doch Schillers Dresdner zeit! wer übrigens die beiden porträts vergleicht, muss staunen, wie verschiedene maler zur selben zeit von derselben persönlichkeit so verschiedene bilder zustande bringen konnten; an naturwahrheit steht das von Graff sicher voran. der nachstich von Schillers brief an Körner aus dem j. 1795 wurde wie anderes nicht gut (beim hymnus 'An die Freude') eingereiht; wenigstens einigermaßen sollte der zeitliche zusammenhang zwischen text und bildwerk gewahrt bleiben, um den eindruck des raritätenkastens fern zu halten.

Die änderungen im text verteilen sich über das ganze buch, sind nicht bedeutend, bringen vorzüglich ergänzungen, seltener berichtigungen: so wird bei der 'litterarischen übersicht' (s. 427 ff) litteratur nachgetragen, bei besprechung von Schillers jugendlectüre wenigstens Rousseau eingesetzt (s. 20), im ix capitel Schillers einfluss auf Goethe höher bewertet. am meisten gewonnen hat die darstellung der ästhetischen schriften Sch.s. für seine meinung, dass die beiden prosaaufsätze 'Über das erhabene' und 'Gedanken über den gebrauch des gemeinen und niedrigen in der kunst' erst 1801 entstanden seien, schiebt H eine erwägung ein, welche er zuerst im Euphorion 6, 543 vorgetragen hat. allein alle gründe, die er anführt, sind so allgemeiner natur, dass sie geringe beweiskraft besitzen; mit ähnlichen gründen des zusammenhangs hat schon Tomaschek (Sch. in seinem verhältnis zur wissenschaft 208 ff) eine ältere entstehungszeit zu erhärten gesucht. am gewichtigsten bleibt jedesfalls H.s hinweis, dass Sch. bei 'seiner beständigen manuscriptnot' diese prosaaufsätze früher verwendet hätte, wenn sie vorhanden gewesen wären. dass aber auch dieser grund nicht stichhaltig ist, lässt sich aus einem briefe Schillers beweisen: am 21 december 1795 schreibt Sch. an Körner: *der Aufsatz über ästhetische Sitten ist schon ein alter und ganz, wie er da ist¹, vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht.* man sieht: trotz der 'beständigen manuscriptnot' konnte Sch. auch fertige arbeiten jahrelang zurückhalten.

Ganz neu ist die vorrede, aber im wesentlichen nur eine verteidigung gegen besprechungen der ersten auflage. da wehrt sich H. gegen die zumutung, dass er die weiterbildung des in Sch.s Räubern geschaffenen typus hätte verfolgen sollen. nicht ohne heiterkeit las ich, dass ich diese forderung (Anz. xxvii 189) aufgestellt haben soll. dem ist aber nicht so. ich wünschte für den leser einigen aufschluss über die stoffquellen, über die litterarischen vorbilder, über die einwirkung der zeitverhältnisse, über die neue dramatische sprache, über die nachahmungen und über die litterarhistorische bedeutung: lauter dinge, die man von

¹ gemeint ist das elfte stück der Horen, wo er zuerst gedruckt wurde.

einem biographen verlangen darf. H. allerdings bestreitet das und meint, es 'wäre gänzlich fehlerhaft, die leser auf solche weise von Schillers leben und wesen abzuziehen'. nach meiner meinung würde der leser dadurch erst recht in das wesen und die werke eingeführt. aber H. bringt noch einen anderen vorwand: derartige gehöre wol in eine litteraturgeschichte, aber nicht in eine biographie. auch hierin urteile ich anders, der biograph darf nicht die erledigung der wichtigsten aufgaben dem litteraturhistoriker überlassen, er muss sie selber besorgen; der biograph hat nicht nur zu zeigen, welche wirkungen sein held aus litteratur und leben erfahren, sondern auch, wie er sie verarbeitet und wie er durch seine persönlichkeit und seine werke hinwider auf litteratur und leben einfluss ausgeübt hat; nur so kommt dem leser neben der entwicklung auch die wirkenskraft, die gröfse und bedeutung des dichters zum bewusstsein. das buch braucht deswegen noch lange kein 'monstrum' zu werden; man kann wenig reden und viel sagen, und ein paar bogen mehr oder weniger fallen nicht ins gewicht. der biograph darf sich schon 'beschränken', aber nicht bei der hauptsache, sondern bei nebensächlichkeiten; warum zb. zerbricht sich H. wiederholt den kopf, welche wirkung etwa wol dieses oder jenes dramatische fragment erzielt haben würde, wenn es der dichter ausgeführt hätte? zunächst kommt eine solche rechnung nie über die hypothese hinaus, alsdann handelt es sich ja nicht um eine leistung Sch.s, sondern nur um etwas, was eine hätte werden können; da sollte H. doch lieber gründlicher von den leistungen handeln, die wirklich vollbracht worden sind.

Nicht besser steht es mit der zweiten stelle, die H. mir in seiner vorrede gewidmet hat. nirgends hab ich gesagt, man dürfe beim jungen Schiller nicht von selbstmordgedanken reden, weil dadurch mein 'Schillerideal' herabgezogen werde; vielmehr hab ich ausgeführt, dass man so etwas nur behaupten dürfe, wenn man eine hiebteste begründung dafür vorbringt, und eine solche hab ich bei H. nicht gefunden. mir persönlich ist es völlig gleichgiltig, ob das eine oder andere richtig ist, und ich stimme hierin wahrscheinlich mit H. überein; doch darin scheinen wir von einander abzuweichen, dass ich die frage für wichtiger bei beurteilung von Sch.s jugendentwicklung ansehe als er. mancher geht vielleicht noch einen schritt weiter als ich und fühlt neigung, Sch.s jugendmelancholie geradezu vom pathologischen standpunct aus zu betrachten.

Diese vorrede lässt erwarten, dass H.s anhänglichkeit an die eigne meinung stärker ist als die neigung, fremde forschungsergebnisse nach gebühr zu nutzen. das will ich nur an zwei beispielen zeigen. das gedicht 'Auf die ankunft des grafen von Falkenstein' wird auch in dieser zweiten auflage noch ohne weiteres als echt behandelt, trotzdem neuerdings EdwSchröder

(Vom jungen Schiller s. 19 ff) belege für die unechtheit beigebracht hat. bei der 'Ode auf die glückliche widerkunft unseres gnädigsten fürsten' verrät H. nun neigung, sie mit Schröder dem 'kameraden Petersen' zuzuschreiben; aber statt dann den ganzen absatz kurzweg zu streichen, spricht er von einem 'einrücken' durch Schiller und zwar, damit noch ein fehler hinzu kommt, in das 'Württembergische repertorium', wo das gedicht niemals gestanden hat.

Innsbruck,

J. E. WACKERNELL.

Faust. ein dramatisches gedicht in drei abschnitten von FMarlow. (Ludwig Hermann Wolfram.) [Leipzig 1839] neu herausgegeben und mit einer biographischen einleitung versehen von OTTO NEURATH. nebst drei registern, einem facsimilierten brief und einer stammtafel. Berlin, Ernst Frensdorff, o. j. (1906.) [= Neudrucke litterarhistorischer seltenheiten, herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. nr 6.] 8 ss. vorwort, 518 ss. einl., xx u. 218 ss. text kl. 8°. — brosch. 4 m., geb. 5,50 m.

Es muss eigentlich wunder nehmen, dass bei der vorliebe für stoffgeschichtliche untersuchungen, die seit langem bei uns herrscht, noch niemand versucht hat, die Faustdichtungen nach 1832 ernsthaft zu behandeln. gar viele haben es ja nicht lassen können, eine Ilias post Homerum zu schreiben. von dem Faustdrama Wolframs, der sich mit einer grade im faustischen bereich bedenklichen kühnheit den namen Marlow beilegte, hab ich, offen gestanden, bisher nichts gewust. und nach der lectüre des vorliegenden neudrucks samt seiner voluminösen einleitung (wahrlich keiner mühelosen lectüre!) bin ich nicht einmal sehr betrübt darüber.

Es war recht unnötig, dies abstruse poem der verdienten vergessenheit zu entreißen. dieser 'Faust' ist ein krauses gemisch von scheinbarem tief Sinn und wirklichem unsinn. ein molluskenhaft verschwommenes, völlig disciplinloses lesedrama mit massenhaften reminiscenzen an Shakespeare und Calderon, das höchstens durch die wiederholt eingestreuten satirischen bemerkungen zeitgeschichtlich interessant ist. natürlich war Wolfram bestrebt, seinen Faust möglichst viel philosophieren zu lassen, aber alle diese betrachtungen über sein oder nichtsein klingen denen Hamlets verzweifelt ähnlich, und dass das leben ein sterben sei, wie er uns mehrfach einschärft, das wuste bereits Euripides so gut wie Novalis oder sonst ein romantiker. Wolframs Faust hat ein bischen Leibniz gelesen, ein bischen Fichte und ein bischen Hegel, vor allem aber Schellings System des transcendenten idealismus, das mir indessen in so mangelhaften versen weit weniger schmackhaft scheint, als in der poetischen prosa des originals. sein Faust kennt aber auch EPoepiggs Reise in Chile (Leipzig 1836), aus der er uns ein ganzes stück ziemlich wörtlich vordeclamiert.

Diese und andere quellennachweise hat der herausgeber aufzuspüren gewußt. er gibt auf etwa hundert seiten 'materialbruchstücke eines commentars' zu Wolframs Faust. manches überflüssige ist darunter, manche anspielung bleibt dunkel, im ganzen aber sind diese erläuterungen schätzbar und mit anerkennenswertem fleiß zusammengetragen.

Fleißig zusammengetragenes material: das gilt für die erschreckend umfangreiche einleitung überhaupt. dass N. uns mit dem leben und schaffen Wolframs, eines innerlich und äußerlich verlumpten gesellen mit mäfsiger dichterischer begabung, vertraut machen wollte, war ganz verständig. dass er aber dazu einen apparat aufgewendet hat, als handle es sich um einen zweiten Goethe, zeugt von einem empfindlichen mangel an litterarhistorischer schulung, die, mein ich, durch noch so viele anfragen an bibliotheken, pfarrämter und — hier besonders beliebt — polizeiverwaltungen nicht ersetzt werden kann. ich bin gewis der letzte, der wissenschaftlich gearbeitete biographien 'kleiner ieute' mit erhabener gebärde von sich weist. aber — est modus in rebus! was einem Schiller oder Kleist recht ist, ist einem Wolfram noch nicht billig. auf die vorlegung des gesamten materials verzichten wir; alles kommt auf die verarbeitung an.

Hierbei nun ist N. kläglich gescheitert. er ist, kurz gesagt, im bibliographischen stecken geblieben. er überschüttet uns mit einem wahren bagel von daten und citaten. er erspart uns nicht die kleinste notiz, die er aus seiner vielseitigen, freilich offenbar hastig betriebenen lectüre gewonnen hat. aber er macht gar keinen versuch, Wolframs Faust seinen unmittelbaren vorgängern (Braun von Braunthal, Lenau ua.) anzugliedern. er verzichtet auch darauf, ihn in die entwicklung des deutschen dramas der dreißiger jahre einzureihen. und doch wäre dies zum verständnis durchaus notwendig gewesen. es hätte an die specifisch romantische dramatik angeknüpft werden müssen, die bewusst den forderungen der realen bühne hohn spricht. es hätte gezeigt werden müssen, wie das buchdrama immer mehr an boden gewinnt und zum gefäls der dumpfen oder verzweifelten stimmung gemacht wird, die sich seit 1830 in steigendem mafe der gemüter bemächtigt: die ausgezeichneten bemerkungen Hegels über die papierne dramatik seiner zeit, über das verhältnis des dramatischen kunstwerks zum publicum, über das lesen und vorlesen dramatischer werke (Vorlesungen über ästhetik hrg. v. Hotho, 3 bd, Berlin 1838, s. 501 ff) hätten dabei zur richtschnur dienen können. es hätte endlich der einfluss der ausländischen dramatik auf inhalt und form des Wolframschen 'Faust' untersucht werden müssen, insbesondere Byrons, der auf Wolfram sehr viel nachhaltiger gewirkt hat, als N.s nichtssagender hinweis (s. 319) erkennen läßt.

Aber selbst das bibliographische hat N. trotz seinen unverkennbaren bemühungen nicht bewältigt. dass er, um nur ein

beispiel anzuführen, von EOrtlepp spricht (s. 86 f uö.), ohne JIges anspruchslose, doch aufschlussreiche biographie (München 1901) zu kennen, verschlägt nicht viel. erheblicher scheint mir schon, dass ihm Rosenkranzens aufsätze Zur litteratur der Faustdichtung (Zur geschichte der deutschen litteratur. Königsberg 1836. s. 95 bis 161) entgangen sind, die Wolfram ganz gewis gelesen hat. dass Rosenkranz (aao. s. 149) in Braun von Braunthals Faust allen 'metaphysischen, hamletischen nachklang' vermisst, mag für Wolfram ein wink gewesen sein, in seinem Faust grade diese saite besonders stark tönen zu lassen. am bedauerlichsten aber ist, dass N. Wolframs eigene schriftstellerische tätigkeit auch in bibliographischer hinsicht nur unzureichend ermittelt und verzeichnet hat. nicht einmal den 'Freimühigen' hat er genau durchgesehen: er hätte sonst finden müssen, dass Wolfram in den jahren 1830 und 1831 ein sehr eifriger mitarbeiter dieses blattes gewesen ist und es mit einer fülle von gedichten, ein paar prosanovellen und einer nicht eben wolwollenden charakteristik Platens beglückt hat.

N. erklärt mehrfach, er werde uns auch die übrigen hauptwerke Wolframs in neudrucken vorlegen. wir haben nicht das recht, ihn daran zu hindern. aber wir haben die pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass eine so unmethodisch gearbeitete und in so cyklopischer form dargebotene einleitung wie diese nicht geeignet ist, für seinen helden anch nur das geringste interesse zu wecken.

Berlin, im februar 1907.

HERMANN MICHEL.

Wilhelm Waiblinger. sein leben und seine werke. von K. FREY. Aarau, Sauerländer, 1904. x und 291 und 152 ss. — 6 m.

Es ist eine seltene freude für den berichterstatter, wenn einmal eine dankbare aufgabe den geeigneten bearbeiter findet. hier ist dies der fall; deshalb ist ein wichtiges und interessantes buch entstanden. wichtig, weil Waiblinger, obwol eigentlicher gröfse entbehrend, doch ein bedeutsamer typus ist; interessant, weil es mit lebhaftem mut und entschiedenem schriftstellerischen geschick geschrieben ist.

Frey hat sich der quellen zu Waiblingers leben so vollständig bemächtigt, dass kaum noch lücken in der biographie bleiben. hat doch der dichter von früh auf interesse erregt und insbesondere war er ja von kind an sich selbst eine interessante persönlichkeit. das tagebuch (s. 51. 56. 65. 105. 111. 123 usw.) steht so recht im mittelpunct von W.s litterarischer tätigkeit, und schon das ist bezeichnend: vielleicht war der letzte freund des kranken Hölderlin und der erste dichterfreund des jungen Mörike der erste schriftsteller in Deutschland, bei dem die selbstbeobachtung und selbststilisierung solchen umfang gewinnt (vgl. bes.

s. 71). ergebnisreich müste unter diesem gesichtspunct eine parallele mit dem auch sonst ihm vielfach vergleichbaren Ernst Schulze sein.

Solche zusammenstellungen sind fast das einzige, was der fleißige und sorgsame biograph nachfolgern übrig gelassen hat. so wäre der einfluss auf den zweiten poeten von Olevano, JVScheffel, zu streifen ('Trinkeswein a la tedesca' s. 175). — das tagebuch wie andre quellen hat F. mit ruhiger kritik bearbeitet und manche legende, auch misverständnisse (wie eins in Mayncs Mörike anm. 31) berichtigt. bei aller theilnahme hält er sich von pathetischer apologetik fern; erörtert (s. 155) ruhig die frage, ob W. ein genie heißen dürfe, und weist (s. 204) gesunde merkmale herauszugreifen. doch stört die kritik nicht bei der erzählung dieses romanhaften lebens mit seinen typischen zügen: der jugendlichen Schillernachahmung (s. 30), dem künstlerkatholicismus (s. 35. 58), der erweckung durchs leben (s. 40), den zahllosen liebesverhältnissen, den selbst von den freunden (s. 65 f) durchschauten poses, dem pfaffenhass einer spätern entwicklungsstufe (s. 82), dem künstlichen dichterapparat (s. 99) und dem entscheidenden liedesdrama (s. 115 f), dem dann der romantische, fast opernbafte lebensschluss in Italien nachklingt.

W. ist keineswegs bloß ein epigone. seine wirklich 'südliche natur' (s. 119) gibt ihm, wie etwa Heinrich Leuthold, etwas durchaus originelles. originell ist auch in diesem Italienschwärmer die kühle satire, die zuweilen ('Drei tage' s. 147 f, 'Aura, der vampyr' s. 151 f) mehr an Goethe erinnert, als an die romantiker. zwei dichter sind ihm darin ähnlich; aber zu Heine (s. 150) hatte er kein verhältnis, von Byron (s. 145) machte er sich frei. (wie darf man übrigens dem philhellenischen lord das philanthropische interesse abstreiten? s. 145). doch parodiert er (anm. 71) auch Goethe, der ihm nie viel bedeutete (s. 49). mit seinen heimatlichen genossen kommt er schlecht aus: GSchwab als erzieher (s. 67, anm. 28, vgl. 46. 53. 66) versteht ihn doch nicht ganz; Mörike (s. 64. 79. 123), von dem er, überhaupt im litterarischen portrait (s. 19) früh geübt, ein treffliches charakterbild (s. 79) entwirft, gibt ihn auf; Pfizer (s. 64. 68) bleibt ihm innerlich fremd; Uhland (s. 26) bewundert er, ohne von ihm zu lernen. was aber hätte Hölderlin (s. 81. 98. 109. 232 anm. 42) diesem nachahmer des Hyperion ('Phaeton' s. 133 f) sein können, hätte ihn nicht das grausamste geschick zerstört!

Dem dichter wird F. nicht ganz so wie dem menschen gerecht; Walzel musste in einer lehrreichen besprechung (DLZ. 1904 S. 2275) mit grund beanstanden, dass der biograph hier gar zu wenig sympathieen verrät. doch sind die analysen seiner werke ('Liebe und hass' s. 54 f; 'Phaeton' s. 133; 'Anna Bolyn' s. 146; Epigramme s. 185; Lyrik s. 139 f. 243 f) klar, und auch an allgemeineren beobachtungen (der weibliche busen bei W.

s. 141; bilder s. 144; verhältnis zu Goethes Römischen elegieen s. 230 ua.) nicht arm; nur für die metrik hätte mehr geschehen können.

Eine geschickte auswahl der nicht allgemein zugänglichen werke in proben (in besondrer paginierung) gibt gewissermatsen urkundliche belege. die anmerkungen bringen charakteristische tagebuchstellen und briefe auch der freunde (sollten die beiden schauspieler s. 80 nicht an Mörikes Larkens anteil haben?). mit Grisebach und Frey dürfte die 'Waiblinger-philologie' ihren erwünschten gipfel erreicht haben.

Berlin 14. 5. 05.

RICHARD M. MEYER.

LITTERATURNOTIZEN.

A sketch of the linguistic conditions of Chicago by CARL DARLING BUCK. Chicago, The University of Chicago press, 1903. 20 p. 4° [The University of Chicago. The decennial publications, vol. vi p. 97—114]. — die vorliegende abhandlung ist im wesentlichen eine sorgfältige zusammenstellung aller in Chicago festzustellenden sprachen mit möglichst genauer bestimmung der numerischen stärke einer jeden und andern, besonders den gottesdienst und die presse betreffenden linguistischen angaben. was das problem der sprachenmischung aus der betrachtung der Chicagoer verhältnisse gewinnen kann, wird nur kurz, gewissermatsen einleitend angedeutet, und wol deshalb so kurz, weil der verlauf ein so einfacher ist : ein stetiges aufgehen aller eingeführten idiome in dem wesentlich unverändert bleibenden englischen, das nur durch immer wider erneute zufuhr fremder sprachen an der allein-herrschaft gehindert wird. die lehrreiche zusammenstellung lässt nur in einer beziehung die sie im grofsen und ganzen auszeichnende klarheit und verhältnismäfsige vollständigkeit vermissen. man erfährt nicht, wieviele der als vertreter jeder sprache angeführten diese ständig oder doch überwiegend gebrauchen, wieviele sie vielleicht nur noch sprechen können. für das türkische beispielsweise scheint nur letzteres zu gelten, da dieses nach des vf.s angabe nur durch Armenier vertreten wird, die das türkische neben ihrer muttersprache reden, dh. aber doch wol, reden können. und sollte es sich mit dem manx, dem bretonischen und einigen andern sprachen nicht ähnlich verhalten? der vf. legt besondres gewicht darauf, dass von den zahlreichen sprachen, die in amerikanischen grofsstädten wie Chicago und New York gesprochen werden, so viele durch grofse massen vertreten sind, dass sich beispielsweise in Chicago unter den 40 von ihm angeführten idiomem 15 befinden, von denen jedes von 10 000 oder mehr personen gesprochen wird. deshalb verdiene eine stadt wie Chicago bei aller berücksichtigung der ansprüche orientalischer städte wie Constantinopel und Cairo den titel eines 'unparalleled

Babel of foreign tongues', den er übrigens trotz der exklusivität des wortes 'unparalleled' auch New-York zuerkennt und allem anschein nach auch noch für andre städte der neuen welt reserviert. das eigentlich babylonische, das gewirre würde nun aber den großen zahlen zum trotz stark beeinträchtigt werden, wenn etwa alle oder wenigstens die meisten vertreter fremder sprachen im strassenverkehr das ihnen auch vertraute englisch bevorzugten. wenn es so wäre — was ich, mit Chicagos verhältnissen nicht bekannt, nur in form einer frage hier berühren kann —, dann würde zb. der bazar von Tiflis, um eine mir genau bekannte stadt zu nennen, trotz den kleineren verhältnissen oder vielleicht gerade wegen derselben, babylonischer erscheinen und sein.

F. N. FINCK.

Prefixal *S* in germanic together with the etymologies of *fratze*, *schraube*, *guter dinge* by LEE MILTON HOLLANDER. a dissertation submitted to the board of university studies of the Johns Hopkins university in conformity with the requirements for the degree of doctor of philosophy. 1905. J. H. Furst company, Baltimore. 34 s. — im ersten teil der schrift stellt der verf. den satz auf, dass ein teil der germanischen anlautenden *sl* entstanden sei aus *sr* und *shr*, die ihrerseits ihren ursprung der präfigierung von *s* vor mit *r* bez. *hr* (aus idg. *kr*) anlautenden wörtern verdanken. einige etymologien dienen zur stütze dieser behauptung : so wird zb. *sleht* mit *reht*, anderseits ags. *slitan* usw. mit got. *dis-skreitan*, ahd. *krizzôn* zusammengestellt (*kr* in diesen wörtern erklärt sich dadurch, dass *s* vor der lautverschiebung antrat und — in *krizzôn* — erst nach der lautverschiebung abfiel). in einem anhang werden ein paar andere etymologieen vorgebracht, in denen präfigiertes *s* eine rolle spielt. *leid* wird mit *sleifs*, *maipms* mit *gasmipon*, *pfuhl* mit *spülen*, *spuola* mit got. *ufbawljan*, ahd. *bälla* zusammengbracht, *dringen* in der bedeutung 'weben' wird von *dringen*, 'drängen' getrennt und zu *strang* gestellt. unbekannt ist dem vf., dass schon vGrienberger WSB. 142, VIII, 193 *leid* und **stīpa* zusammengestellt hat.

Der zweite teil der arbeit behandelt die auf dem titel genannten drei wörter. II. lehnt die herleitung von *fratze* vom italienischen *frasca* ab und hält Dietrichs zusammenstellung mit ags. *frætwe* für möglich. das dem hd. *tz* vorausliegende *tt* könne durch *w*-geminatio entstanden sein. beim niederschreiben dieser bemerkung hat wol H. Kluges etymologie von *frætwe* noch nicht gekannt; es ist doch nicht selbstverständlich, dass ein *w*, das erst durch synkope eines mittelvocals hinter einen consonanten geraten ist, ebenso auf ihn wirkt, wie ein *w* als zweiter teil einer ursprünglichen consonantenverbindung. erst später scheint H. Kluges gleichung *frætwe* = **frātēwōs* erfahren zu haben und fügte nun einen artikel 'Ultimate etymology' hinzu. mit dem beweis für die behauptung, dass im vorahd. die synkopierten

formen **gatwa* **fratwa* bestanden haben, nimmt es H. sehr leicht: 'nor is there anything to disprove the possibility of pre-old high german **fratwa* per se'. was ist nicht alles möglich! aber die schwierigkeit der annahme einer vorahd. synkope von \bar{e} ist H. nicht zum bewusstsein gekommen. meint er doch, dass altn. *gǫlvar* 'early germanic existence of syncope' beweise, und dass got. *fratwjan* aus **frá-tawjan* entstanden sein könne.

Der artikel 'Schraube' bekämpft Baists herleitung des wortes aus lat. *scropha*. es gehöre vielmehr zu einer wurzel *skerp* 'to cut, carve, scratch' (vgl. zb. ahd. *screvón*) und habe ursprünglich bedeutet 'a piece of metal or wood cut in grooves, as a screw'.

Ansprechend ist der letzte artikel über *guter dinge*. *dinge* wird mhd. *gedinge* 'hoffnung' gleichgesetzt. aber seltsam ist, wie H. sich die entwicklung denkt. *guot gedinge* sei nicht mehr verstanden, das substantiv als gen. pl. von *ding* aufgefasst, *gut* demgemäß in *guter* umgebildet und das präfix *ge* ausgelassen worden. dann sei *guter dinge* als prädicativer genitivus qualitatis aufgefasst und construiert worden. da ligt es doch näher, in *dinge* den gen. sing. eines femininums *dinge* zu erblicken; *dinge* = *gedinge* ist ja einmal belegt.

Wien, november 1906.

M. H. JELLINEK.

Studien zur sprachlichen würdigung Christian Wolffs. ein beitrage zur geschichte der neuhochdeutschen sprache von PAUL PIUR. Halle, Niemeyer, 1903. 111 ss. 8^o. — es ist beinahe ein halbes jahrhundert verflossen, seit Rudolf von Raumer in seiner anzeige des Grimmschen wörterbuchs mit gröstem nachdruck auf die bedeutung Wolffs für die bildung des deutschen wortschatzes hingewiesen hat. wir freuen uns, dass jetzt endlich die sprache des philosophen gegenstand einer philologischen untersuchung geworden ist.

P. bespricht die von Wolff gebrauchten abstracta, er weist einerseits seine vorgänger nach, andererseits erörtert er seinen einfluss auf die ausbildung der wissenschaftlichen deutschen sprache. als gesamtresultat ergibt sich ihm, dass Wolff nicht eigentlich sprachschöpferisch gewesen ist, dass die meisten ausdrücke schon vor ihm zu belegen sind, dass seine bedeutung vielmehr darin besteht, dass er aus dem oft überreichen material eine auswahl trifft, den begriffswert der wörter fest bestimmt und durch das ansehen und die verbreitung seiner schriften seinen wortschatz der allgemeinen litteratursprache einverleibt. namentlich das capitel, das diesen letzten punct erörtert, ist höchst interessant; man sieht, wie recht Raumer hatte, als er sagte, dass Wolffs einfluss auf die sprache bis auf den heutigen tag in einem umfang fortwürke, den die meisten kaum ahnen. P. hat ein sehr grofses material fleifsig durchgearbeitet und einen wertvollen beitrage zur geschichte des deutschen wortschatzes geliefert.

Freilich ist es ein mangel, dass er die auslesende tätigkeit Wolffs nicht zusammenfassend charakterisiert. man muss sich die einzelnen stellen, wo er darüber spricht, zusammensuchen und erhält auch dann kein scharf umrissenes bild. wir erfahren s. 48, dass Wolff das verdienst hat, die philosophische deutsche sprache wider in fühlung mit der volkssprache gebracht zu haben, und dass seine deutschen termini zum größten teil deutsch gedacht sind, s. 63, dass er eine reihe von kunstwörtern nicht übernimmt, weil sie zu wörtliche übersetzungen der lateinischen oder zu schwerfällig schienen und mit dem allgemeinen sprachgebrauch wenig fühlung hatten, s. 81, dass die correct deutsch gedachte bildung gewisser wörter ihm garantie für ihr durchdringen gab, s. 96f, dass philosophischer terminus und allgemein sprachliche bedeutung sich bei ihm nicht schroff gegenüber stehn, sondern 'in enger wechselbeziehung' verwendet werden. das klingt etwas verschwommen. erst s. 107 wird ein wenig ins detail eingegangen, indem darauf hingewiesen wird, dass Wolff die ableitungen auf *-ung* einschränkte und durch andere bildungen ersetzte. wenn P. es einmal (s. 81, fußnote 2) mit dem 'sprachlichen programm' seiner arbeit entschuldigt, dass er nicht darauf eingeht, weshalb Wolff *absicht* statt *zweck* sagt, wenn er überhaupt (s. 32) scheidet zwischen sprachlicher betrachtung und dem, was er nicht glücklich sprachphilosophische betrachtung nennt, so muss ich dem gegenüber betonen, dass sich bei lexikalischen arbeiten form und bedeutung der wörter nicht trennen lassen, und dass derjenige, der die philosophische terminologie eines autors untersucht, eben auf seine philosophie eingehen muss.

Dem verfasser wäre anzuraten, nach strafferer darstellung und besserem stil zu streben. die einleitenden bemerkungen sind recht weitschweifig. P. hat eine gewisse neigung, programme aufzustellen, auch fällt er mitunter urteile ohne kompetenz¹. aber es wäre unbillig, diese dinge einer erstlingsschrift allzu sehr zu verübeln, die wie gesagt unsere kenntnis von der ausbildung des nhd. in erwünschter weise bereichert.

Wien, november 1906.

M. H. JELLINEK.

SIVERT N. HAGEN (of the university of Iowa) Muspilli (s. a. aus *Modern Philology*, January 1904) S. 1—12. — der vf. vermutet als grundbedeutung von altsächsisch *mudspellī* 'weltuntergang' den sinn von 'oraculum'; dies sei nach Seneca s. v. a. 'voluntas divina hominis ore enunciata'. er geht allerdings mit recht von der form aus, die vor s noch einen dental zeigt: aber wenn er

¹ das stärkste ist die bemerkung über Leibnizens versuche einer realcharakteristik: (s. 3) 'heutzutage haben wir nur ein lächeln über solche ohnmächtige selbstmarterung des geistes übrig'. ich bezweifle, dass es wirklich solche 'wir' gibt, die über Leibniz lächeln; das eine geht jedesfalls aus dem zusammenhang hervor, in dem Piurs äufserung steht, dass er nicht weiß, worüber er lächelt. sollte er es zu erfahren wünschen, so würde ich ihm das schöne buch von Couturat *La logique de Leibniz* empfehlen.

diesen als *d* auffasst, vor welchem im altsächsischen noch ein *n* geschwunden sei, so übersieht er, dass nur *d* und noch häufiger *t* überliefert ist. dass überdies das mythologische wort der sächsischen heiden von einem bairischen christen für den weltuntergang entlehnt worden sei, ist so unwahrscheinlich wie möglich. wie käme dieser christ auch dazu, den weltuntergang durch feuer so glutvoll zu schildern, wenn wirklich, wie der vf. Olrik nachschreibt, alts. *'mutspelli is never directly connected with the fire'*? dann müste natürlich auch die Edda ihre *Muspels synir* ganz unabhängig von der deutschen tradition zu feuerdämonen gemacht haben. das argumentum ex silentio ist hier sehr stark gemisbraucht worden.

E. MARTIN.

Zur entstehungsgeschichte und verfassersfrage der Virginal. von ERNST SCHMIDT. [Prager Deutsche studien. hrg. von CvKraus und ASauer. 1 heft.] Prag, CBellmann, 1906. 63 ss. — für Virginal, wovon Zupitza in Müllenhoffs Heldenbuch v unter den werken Albrechts von Kemenaten eine ausgabe hergestellt hat, ist die urheberschaft verschiedener dichter von Wilmanns Zs. 15, 294 ff nachgewiesen worden. Lunzer hat ebda 43, 193 und im programm des Franz-Josef-gymnasiums in Wien 1901 die untersuchung fortgesetzt und besonders das verhältnis zu Dietrichs erster ausfahrt und zum auszug im Dresdener Heldenbuch sowie die abhängigkeit vom Laurin klar gestellt. jetzt zeigt Schmidt, dass drei teile zu unterscheiden sind, von denen A bis 246 reicht, B bis 769, B₂ bis zum schlusse, sowie dass mehrere, teilweise bereits von Wilmanns erkannte interpolationen in A von dem dichter B₂ herrühren. Schmidt untersucht auf das genaueste die reimverhältnisse, den gebrauch gewisser formelhafter ausdrücke und andres formale; er nimmt kurz auf die bereits von den vorgängern untersuchten sachlichen verschiedenheiten bezug. diese ergebnisse scheinen gesichert zu sein. A ist alemannisch. hierfür lässt sich auch die conjunction *ob* (besser *öb* oder *eb*) = *é* anführen, die Zupitza allerdings 235, 4 durch *end* ersetzt hat, wie er auch Ecke 169, 5 anstatt *e d end* lesen will, wo doch *é daz* (geschrieben *e dc*?) näher ligt. über *eb* s. Wb. d. els. mdaa. 1 6, wo auch auf das Schweiz. id. x 53 und Schmid Schwäb. wb. 153 verwiesen ist; in den elsässischen Parzivalhss. mno erscheint oft *éb* = *é*; in andern quellen *é ob*. vgl. auch Meisinger Wb. der Rappenaauer mda. unter *ep*. so kommt auch *schrann* = *schrunde* 'bergspalt' 139, 8 nur in alemannischen quellen: Reinfrid, Magdalenenlegende vor. B₁ und B₂ sind mitteldeutsch, vielleicht pfälzisch: darauf deutet die anführung des *Dunresberc* 834, 11. Zupitza hat übrigens auch 29, 10 mit unrecht *nie* in *nu* verändert. zur untersuchung reizen ferner die seltsamen namen *Arone*, *Ibelin*, *Jeraspunt* usw. aber wenn *Portalaphe* an *Partolapi* in der nordischen sage erinnert, so ist letzteres = *Partonopier*, womit doch nichts gewonnen wird.

E. MARTIN.

Bewusstes und unbewusstes im dichterischen schaffen. von OTTO BEHAGHEL. Leipzig, G. Freytag, 1907. 48 ss. 1,20 m. — für die poetische embryologie ist die sammlung, sichtung und vergleichung der dichterzeugnisse unzweifelhaft der hoffnungsvollste weg, wenn auch nicht der einzige. Behaghel bietet — nicht nur unter dem im titel genannten gesichtspunct — die reichhaltigste sammlung solcher zeugnisse directer und indirecter art, die bis jetzt zusammengetragen worden ist. eine umfangreiche belegsammlung und eine stattliche bibliographie ergänzen die arbeit, deren praktische anordnung es leicht macht, nachträge einzuordnen. — besonders wichtig sind die zusammenstellungen, die sich auf den einfluss und die analogie der musik, des traumes und anders gearteter künstlerischer production beziehen.

Die letzte anmerkung, dass G. Keller in einer stelle der 'Mißbrauchten liebesbriefe' sich selbst parodiert habe, ist fast die erste, der ich widersprechen möchte.

Berlin, 17 juni 07.

RICHARD M. MEYER.

Der 'Staubbach' in Hallers Alpen und der staubbach in der weltliteratur von FERDINAND VETTER. festgabe des historischen vereins von Bern, Bern, G. Grunau 1905. s. 313—362. — im ersten teil dieser untersuchung wird umständlich, doch überzeugend dargetan, dass Hallern bei v. 351 ff. seiner 'Alpen' ursprünglich nicht der staubbach bei Lauterbrunnen, sondern die Pisse Vache bei Martigny vorgeschwebt hat. der fall der Salanfe muss im 18 jahrhundert hochberühmt gewesen sein: das erhellt nicht nur aus den vom vf. s. 354 f. angeführten worten Goethes, sondern vor allem aus der von Matthisson in den briefen an Bonstetten, bd 1 (Zürich 1795), s. 104 mitgeteilten anekdote. die zeugnisse, wonach man bereits bei lebzeiten Hallers die fraglichen verse auf den Lauterbrunner staubbach bezogen hat, lassen sich noch vermehren: ich möchte nur auf C. L. Hirschfelds 'Briefe die Schweiz betreffend' (neue und vermehrte auflage, Leipzig 1776), s. 191 hinweisen. belesenere als ich werden vermutlich auch den zweiten teil der untersuchung ergänzen können, der mir im verhältnis zu dem anspruchsvollen titel 'der staubbach in der weltliteratur' etwas mager scheinen will; von fremden dichtern kommt eigentlich nur Byron zu worte, da Baggese ja ein halber Deutscher ist.

Berlin, 2 juni 1907.

HERMANN MICHEL.

Vergleichende studien zu Hebbels Fragmenten nebst miscellaneen zu seinen werken und tagebüchern. von dr ALBERT FRIES. [Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie, veröffentlicht von dr EMIL EBERING, xxiv, germanische abteilung nr 11]. Berlin, Ebering, 1903. 58 ss. 8°. — nach dem vf. 'nicht eine abhandlung, sondern nur eine sammlung von material', in wahrheit notizen zu einer solchen sammlung, vorläufig noch recht ungeordnet. F. beschränkt sich keineswegs auf die frag-

mente — nur den *Mirandola* hat er genau untersucht —, bringt neben parallelstellen stilistische, exegetische, selbst textkritische bemerkungen, da und dort auch notizen zu anderen dichtern, die höchst primitive anordnung ist fortwährend durchbrochen, er bringt drei- bis vierfach nachträge, zwischen anmerkung und text besteht kein principieller unterschied. die ganze arbeit besteht aus aneinandergereihten einzelheiten, die viel wertvolles und fein beobachtetes enthalten, so die vergleichung des *Moloch* mit *Voltaire's Mahomet*, die betongung von *Lessings* einfluss auf *Hebbels* stil uam. mitunter ist sonnenklares, wie die *Schiller-nachahmung* im *Mirandola*, mit einem ganz überflüssigen aufwand von belegstellen dargetan, an einzelnen stellen ist der vf. zu zaghaft, selten sind seine parallelen zu kühn; im ganzen klebt er — von haus aus classischer philologe — zu sehr am wort. sperr- und fettdruck wirken aufdringlich, manchmal komisch. — der kreis der autoren, die Fr. für *Hebbel* heranzieht, ist wol zu enge; *Klinger* hätte mehr ausgenützt werden können, ebenso *Heine* und *Uhland*. s. 42 ist ein bezug *Hebbels* auf *Goethes* wort vom 'bettlermantel' der *Schwaben* misverstanden; der vf. brauchte dazu nur etwa eine commentierte ausgabe des *Atta Troll* zu vergleichen. einzelheiten näher zu betrachten oder ergänzungen geben zu wollen ist bei dem provisorischen charakter der ganzen arbeit überflüssig.

VALENTIN POLLAK.

Von deutscher spracherziehung. von PAUL CAUER, Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1906. viii und 272 ss. 8°. — der berühmte schulmann Cauer ist auch in diesem werke im bereich der schule verblieben, die rücksicht auf den praktischen deutschen unterricht im gymnasium — vorzugsweise in dessen oberster klasse — bleibt überall maßgebend, soweit auch der vf. abschweift. einzelstudien für diesen zweck sind zur einheit zusammengefasst; sie enthalten für den gymnasiallehrer eine fülle höchst wertvoller winke, die hier auseinandersetzen nicht der platz ist. doch enthält Cauers buch auch genug allgemein interessantes; er zieht so vieles fernliegende heran — die überfülle von citaten aus allen möglichen litteraturen wird manchmal unangenehm —, geht dann wider so liebevoll auf detailfragen ein, ist so frei von kleinlichkeit, aufrichtig und doch wider maßvoll, dass jeder, der sich mit deutscher sprache lehrend oder lernend befasst hat, an dem buche vergnügen haben wird.

Principiell wichtige fragen bespricht C. im 4 und 5 capitel, 'Sprachgeschichte und sprachrichtigkeit' und 'Stil'. ohne gerade neues zu bieten, sind diese abschnitte doch von erfreulicher selbständigkeit des urteils; zu einem so viel erörterten problem wie dem gebrauch der fremdwörter weiß C. sehr wertvolles beizubringen, er findet von da aus den übergang, um das verhältnis unbewusster sprachbildung zur nüchternen überlegung im sprachgebrauch klarzustellen. sehr hübsch sind seine ausführungen über das über-

wuchern der abstracta, der substantivischen umschreibungen von verben, über die notwendigkeit, verblassten metaphern ihre bildkraft widerzugeben uä. gegenüber Wustmannscher schulmeisterei berührt die maßvolle zurückhaltung dieses tapferen pädagogen sehr angenehm. — auch dem capitel 'Interpunction' verleiht er tiefere bedeutung, indem er die logischen functionen der satzzeichen schwach betont.

Von allgemeinerem interesse ist noch, was C. über litteraturgeschichte und lectüre sagt. ein gegner des systematischen, litterarhistorischen unterrichts am gymnasium gibt er eine reihe hübscher beispiele, wie von der betrachtung einzelner werke aus vor- und rückgreifend litteraturgeschichtliche erkenntnisse gewonnen werden können. man kann principiell anderer meinung sein — wie der referent —, dabei aber doch anerkennen, wie kurz und treffend C. ganze reihen der entwicklung zu zeichnen versteht. für die lectüre betont er die wichtigkeit der interpretation alles dessen, was verstandesmäfsig erfasst werden kann; wider gibt er zahlreiche beispiele mitunter sehr feiner auslegung. nur selten wird man zum widerspruch geneigt sein, am meisten wol bei Schillers 'Ideal und das leben', das viel zu concret moralisierend gefasst ist.

Die übrigen partien des buches sind nur für den lehrer der deutschen an höheren schulen bestimmt.

Wien.

VALENTIN POLLAK.

Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm iv. ungedruckte briefe und actenstücke, herausgegeben und erläutert von LUDWIG GEIGER, Frankfurt a. M., Litterarische anstalt Rütten & Loening, 1902. xiv und 220 ss. 8°. — Geigers buch über Bettine und könig Friedrich Wilhelm iv ist von der tagespresse mit einer fülle von besprechungen bedacht worden, so dass eine verspätete anzeige an dieser stelle sich kurz fassen kann. dem spürsinn des herausgebers ist es geglückt, wirklich hochwertvolles material zu entdecken und eine veröffentlichung zu ermöglichen, die nicht nur für die tiefere ergründung von Bettinens wesen von grofsem werte ist. Geiger selbst will nur bausteine zur biographie und charakteristik Bettinens zusammentragen, begnügt sich indes nicht mit einem blofsen abdruck der papiere und mit einem erläuternden commentar, sondern sucht durch verbindenden text und durch saubere disposition das ganze einer darstellung anzunähern. gearbeitet hat er sicher mit liebe; und so lässt er denn entdeckterfreude auch einmal zur geltung kommen, während er in seinen anderen veröffentlichungen gleichen inneren anteil nicht zu verraten liebt: Bettinens brief an den könig vom 29 juli 1849, eines der schreiben, in denen sie für Kinkel um des königs gnade wirbt, veranlasst Geiger zu den worten: 'ich bin stolz darauf, dieses schreiben mitteilen zu können; es ist ein ruhmestitel Bettinens, wie es deren wenige gibt. selten erklingt ihr wort so mutig

und kühn, wie die flammende stimme des propheten, selten weiß sie so das herz zu packen, das göttliche recht der gnade zu verkünden, die wahren verehrer des königs, die ihn als den menschlichsten zu sehen wünschen, von denen zu unterscheiden, die bloß in ihm den blutrichter erblicken' (s. 169).

Der menschliche gehalt der von Geiger entdeckten papiere ist mehrfach, so insbesondere glücklich von Felix Poppenberg (Vossische Zeitung, sonntagsbeilage 1902 nr 46) ausgeschöpft worden. so seien denn hier nur einige positive daten gegeben. im königlichen hausarchiv in Charlottenburg, im geheimen staatsarchiv in Berlin und im nachlass Varnhagens auf der königlichen bibliothek in Berlin hat Geiger das material gefunden: briefe Bettinens an den könig und antworten des königs, briefe Stahrs an Bettine und an Varnhagen, einen brief George Sands an Bettine und einiges weitere. er ordnet die von 1840 bis 1852 reichenden 27 briefe Bettinens in acht capitel: die brüder Grimm und Dahlmann; das Königsbuch; Clemens Brentanos Frühlingskranz; politische tätigkeit; Polen vor der revolution; die revolution von 1848; befreiungsversuch für Kinkel; ausklang. schon diese überschriften bezeugen den historischen quellenwert der publication. dass auf Bettine als menschen auch von dieser briefsammmlung reiches licht fällt, ist selbstverständlich. hat doch ein Wiener journalist sich zu der wendung veranlasst gefühlt: 'mancher von jenen, die sich immer durch das überreizte wesen und die stilistischen wirbeltänze der dame abgestoßen fühlten, wird ihr beim lesen dieser briefe an den könig, der Kinkelbriefe insbesondere, mit freude abbitte leisten' (Neue fr. pr. 1902 nr 13691). genauere kenner von Bettinens wesen werden freilich von der gestalt, in der sie sich hier zeigt, nicht in gleicher weise überrascht sein, und nur züge stärker betont finden, die sich auch an anderer stelle schon haben nachweisen lassen.

Über ihre beziehungen zu Goethe spricht Bettine einmal (s. 165f) ein beachtenswertes wort; sie werden da mit ihrem interesse für den könig zusammengehalten: 'es ist nicht ambition, ich habe von natur keine ambition — nein, gar keine! — ich habe nie nach verhältnissen getrachtet, die mir glanz gewährten, meine verhältnisse zur menschheit waren viel heimlicher, viel inniger in ihren beziehungen'. nicht weil sie Goethe als großen mann sich dachte, sondern weil er vor ihr verläumdet worden war und zwar von engherzig confessioneller seite, liebte sie ihn. als man weiter sich erzählte, er habe ein böses herz, er sei ganz hässlich geworden und habe ein gemeines ansehen, der adel seiner gestalt sei verloren gegangen, da habe sie zu sich selber gesprochen: es ist nicht wahr, was sie dort sagen! 'von der zeit an war er der gegenstand meiner heimlichen betrachtungen . . . mein charakter entwickelte sich durch dies phänomen, einem man so herzlich zugetan zu sein, bloß weil ihm war unrecht

getan worden in meiner gegenwart'. wol kann auch gegen dieses bekenntnis Bettinens der unglaupe ins feld geführt werden, den man ihr so gern entgegenbringt. trotzdem möchte ich es gegen die worte Hebbels ausspielen, die jüngst wieder einmal in einer charakteristik Bettinens angerufen worden sind: 'der briefwechsel zwischen Göthe und Bettina ist in seiner letzten wückung schauerlich, ja furchtbar. es ist das entsetzliche schauspiel, wie ein mensch den andern verschlingt und selbst abscheu, wenn nicht vor der speise, so doch vor dem speisen, hat' (Tagebücher 1836 nr 510). wenigstens wenn — wie man gedeutet hat — Bettine hier das verschlingende subject sein soll, ist das wort Hebbels mit dem citierten bekenntnis Bettinens unvereinbar.

Im anhang druckt Geiger ua. zwei kleinere ältere veröffentlichungen ab. neben dem aufsatz 'Wann ist Bettine geboren?' (Allgem. ztg., beil. 14, juni 1894) erscheint die studie 'Bettine von Arnim mitarbeiterin an einem historischen werke' (Euphorion bd 9 s. 122 ff). hier möchte Geiger die behauptung Bettinens erhärten, sie habe zu JLSBartholdys buch 'Der krieg der Tyroler landleute im jahre 1809' reiches material beigesteuert, dieses material dann selbst im 'Briefwechsel mit einem kinde' verwertet. dass der 'Briefwechsel' vielmehr in der erzählung der Tyroler kämpfe von Bartholdy abhängig sei, hat jüngst Oehlke (Palaestra heft 41 s. 104 ff) wahrscheinlich gemacht.

Einen weiteren brief Bettinens an den könig (vom 5 september 1847) konnte Geiger in der Voss. ztg. 1903 beil. nr 14 nachtragen. ebenda nr 21 gab er nähere erläuterungen zu dem s. 104 erwähnten 'process' Bettinens. das s. 41 berührte 'trauerspiel', das im ersten regierungsjahr könig Friedrich Wilhelms iv aufgeführt worden sei, möchte OPföf (Stimmen von Maria-Laach) in gegensatz zu Geigers interpretation (s. 43) auf Spontinis entlassung und auf die vorgänge beziehen, durch die sie herbeigeführt worden sei.

Das in der anmerkung zu s. 53 angeführte büchlein 'Ruchlosigkeiten der schrift: Dies buch gehört dem könig' (Bern 1844) hab ich hier in der Schweiz nicht auftreiben oder auch nur bibliographisch feststellen können.

Bern, 11 august 1905.

OSKAR F. WALZEL.

PERSONALNOTIZEN.

Am 30 december v. j. starb im 82 lebensjahre zu Königsberg OSKAR SCHADE, der in den 1850er und 60er jahren als mitleiter des Weimarischen Jahrbuchs und als rühriger, wenn auch oft eigenmächtiger herausgeber wol verdient, uns späten hauptsächlich durch die 2 ausgabe s. Aldeutschen wörterbuches zu dauerndem danke verpflichtet hat.

Mit THEODOR AUFRECHT in Bonn ist am 3 april der 85jährige senior der indogermanischen sprachwissenschaft geschieden. näher als er stand der germanischen philologie FERDINAND JUSTI in Marburg († 17 febr. d. j.), der sie in früheren jahren auch als docent mit reichem wissen vertreten hat.

Der tod LUDWIG TRAUBES († 19 mai, 46jährig) bedeutet für die mittelalterliche philologie, ja für die philologie überhaupt, einen kaum ersetzlichen verlust. von der intimen betrachtung der handschriften aufsteigend hat er uns die tiefsten einblicke in die geschichte der überlieferung erschlossen und die geistige cultur des mittelalters vielfach in neue beleuchtung gerückt, mit jeder weitem arbeit auch die methode verfeinernd und bereichernd.

Am 8 juli entschlief zu Christiania 74jährig SOPHUS BUGGE, das verehrte haupt der nordischen philologie, die er einst durch seine grundlegende Edda- und inschriftenkritik ebenso erfolgreich gefestigt hat, wie seitdem die geniale kühnheit und überkühnheit seiner mythologischen und sprachwissenschaftlichen studien keimkräftige anregungen ausgestreut hat.

Am 5 juli † zu Heidelberg im 84 lebensjahre KUNO FISCHER, der redemächtige historiker der philosophie, der unsern classicern fruchtbare arbeit gewidmet und zumal in seinen Faust- und Tassostudien auch bedeutende philologische probleme gestellt hat. — am 12 juli † in Berlin FELIX BOBERTAG, dessen arbeitsgebiet vorzugsweise die litteratur des 16 und 17 jh.s gewesen ist. —

Der ao. professor dr RUDOLF MUCH wurde zum ord. professor für germanische sprachgeschichte und altertumskunde an der universität Wien ernannt; dr FELIX SOLMSEN, ao. professor der vgl. sprachwissenschaft an der univ. Bonn, wurde zum ordinarius befördert; als ord. professor der indischen philologie u. vgl. sprachwissenschaft geht der bisherige Berliner extraordinarius dr KARL GELDNER nach Marburg.

Der ord. professor dr OSKAR F. WALZEL in Bern hat die professur der litteraturgeschichte an der technischen hochschule zu Dresden übernommen.

Habilitiert haben sich : dr REINHOLD TRAUTMANN in Göttingen für indogermanische sprachwissenschaft, dr ARNE NOVÁK an der čecischen universität in Prag für deutsche litteraturgeschichte.

Die philosophische facultät zu Rostock verlieh dem oberlehrer RICHARD WOSSIDLO in Waren die würde eines dr phil. h. c. die gleiche auszeichnung hat, wie wir hier nachholen, vor zwei jahren die philosophische facultät zu Groningen dem reallehrer S. F. D. BLÖTE in Tilburg erwiesen.